



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнъ и Ко.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Воль-
 шая Кострижная
 № 28.

№ 4.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 27. Oktober 1904.

Erscheint jeden Mittwoch. Jährlich 52 Nummern.
 Preis fürs Inland 3 Rbl., fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Inhalt. Ohne Grundlage kann das Haus nicht bestehen. — Bischofsfeier. — Zum Geistesleben und zur Religionsgeschichte der Finnen. — Skizzen und Glossen. — Ein wichtiges Kapitel. — Von Saratow nach Theodosia. — Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fortsetzung.) — Mitteilungen der Regierung. — Zur Mobilisation. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Welt und Glaube (Fortsetzung). Vom Büchertisch. — Allerlei. — Aufkündigungen.

Ohne Grundlage kann das Haus nicht bestehen.

Alle Irrlehren, die seit der Gründung der Kirche Christi aufgetaucht sind, haben das Eigentümliche an sich, daß sie bei den anfänglichen Irrtümern nicht stehen bleiben, sondern sich immer weiter vom wahren und einzigen Lichte entfernen und blind im Dunkeln umhertappen. Losgelöst vom Felsen der Wahrheit, auf welchem Christus der Herr seine unzerstörbare Kirche gestiftet hat, sind die Irrlehren dem immerwährend unruhigen Zweifel wie tosenden Meereswellen preisgegeben. Nichts hat mehr Bestand. Kaum hat eine Meinung aus der Zweifelsflut ihren Kopf emporgestreckt, so wird sie auch schon von einer anderen mit brausendem Gischt überschüttet. Jeder Anhänger der Irrlehre ist sein eigener Herr, und was er ausspricht, das soll wahr sein. Daraus entstehen Widersprüche und Streitigkeiten, die kein Ende nehmen. Die Folge davon ist, daß schließlich die ganze Offenbarung Gottes über Bord geworfen wird, an dessen Stelle dann die Meinungen einzelner wie giftige Pilze emporwachsen. Auf diesem unaufhörlich wankenden Boden wälzen sich die Irrtümer fort, versinken hier, steigen dort empor, bewegen sich gegen den Felsen Petri, zerschellen daran und zerfleischen sich dann wütend mit einander.

Ein so trauriges Bild stellt gegenwärtig der Protestantismus in Deutschland vor. Ein paar Stimmen von seinen Vertretern mögen zur Bekräftigung des Gesagten hier angeführt werden.

Der protestantische Theologe und Hofprediger **Stöcker** schreibt in seinem Buche: „Wach' auf, evangelisches Volk“:

„Ich sehe die evangelische Kirche Deutschlands in hohem Maße bedroht. Zerstörende Mächte rütteln an ihr und lassen sie weder zur Kraft, noch zur Ruhe kommen. Sie leidet an schweren Irrtümern, die sie in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht überwinden kann... Sie ist innerlich schwach und äußerlich einflußlos... Daß der Zustand des deutschen Protestantismus zu einem großen Teile die Schuld an dem religiösen und sittlichen Niedergange unseres Volkes trägt, auch die Verantwortung für die

soziale Zerrüttung Deutschlands mit übernehmen muß, habe ich seit langem gedacht und ausgesprochen.“

In der Zeitschrift „Die frohe Botschaft“ äußert sich der protestantische Bibelfenner **Schenk** also:

„Wenn es so weiter geht, so schiffen wir in die völlige Auflösung unserer evangelischen Kirche hinein. Bewußt und unbewußt arbeiten verschiedene Faktoren mit Macht auf diese Auflösung hin. In breiten Schichten unseres evangelischen Volkes ist das Ansehen der Heiligen Schrift bereits zerstört und wird immer mehr zerstört. Unsere evangelische Kirche steht und fällt aber mit der Heiligen Schrift. Je mehr man das Ansehen derselben aufgibt, desto mehr gibt man das Existenzrecht der evangelischen Kirche auf.“

Daß es noch so „weiter geht“, darüber belehrt uns Superintendent **Wolff** in seiner Broschüre „Die drohende Zerstörung der evangelischen Kirche in Deutschland“, wo er sagt:

„Das innere Glaubensleben der evangelischen Kirche ist in fortschreitender Auflösung begriffen, und dies ist unsere größte, unsere im eigentlichen Sinne tödliche Gefahr, jene Art von Protestantismus, der nicht bloß jedes menschliche Ansehen und kirchliche Ordnung, sondern das Ansehen der göttlichen Offenbarung, der Lehre und der Person Jesu Christi selbst bekämpft, ist die schwere Krankheit, davon der Leib der Reformationskirche befallen ist. Es wäre töricht und frevelhaft zugleich, wenn ernste evangelische Christen gegen diese öffentlichen Tatsachen die Augen verschließen und zu denselben aus irgend einem Grunde schweigen wollten.“

Die protestantische Kirche trägt also nach dem Zeugnis ihrer Vertreter „zerstörende Mächte“ in sich, die sie der „völligen Auflösung“ entgegenbringen und die „göttliche Offenbarung, die Lehre und die Person Jesu Christi“ bekämpfen. Ja, nun verstehen wir es, und brauchen uns nicht mehr zu wundern, wenn die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ (Num. 36) jammert:

„Heute einen Sohn Theologie studieren zu lassen, bedeutet für viele Eltern, ihn in die schwersten Gefahren seines Glaubens und Christenstandes hineinsenden. Manche halten daher ihre Söhne zurück; manche wieder lassen sie ziehen, um dann aber oft mit „Wasser- und Muttertränen“ darüber trauern zu müssen, daß der junge Theologe nicht mehr mit ihnen die Bibel lesen, nicht mehr mit ihnen zum Abendmahl gehen kann. Und wenn der Sohn es dennoch tut, so tut er es als Fremder unter Fremden.“

Ja, da sieht es traurig, sehr traurig aus, wenn gerade das Studium der Theologie, der Gotteswissenschaft, zur Quelle des Unglaubens geworden ist. Da ist ohne Zweifel jener Zustand eingetreten, von dem der göttliche Stifter der Kirche sagt: „Wenn nun das Salz seine Kraft verliert, womit soll man es salzen? Es taugt zu nichts mehr, als daß es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten werde.“ (Matth. 5, 13.) Das ist aber auch wiederum ein Beweis dafür, daß der wahre Glaube eine unerschütterliche Grundlage haben muß, ohne welche er nicht bestehen kann. Diesen Grundstein hat Christus der Herr gelegt, indem er sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.) Das ist die Grundlage, auf welcher das Haus Gottes gebaut ist. Hier ist die Wahrheit, die ewige Wahrheit. Hier sind dem Irrtume alle Tore und Türen verrammelt. „Wo Petrus, da ist die Kirche.“ (Hl. Ambrosius.)

Hieronymus.

Bischofsfeier.

(Vorbereitungen.)

Wie aus mündlichen und schriftlichen Mitteilungen verlautet, haben sich die geistlichen Herren des Nordens der Diözese und die ihnen anvertrauten Gemeinden vereinigt, um gemeinschaftlich nach Kräften dazu beizutragen, daß unsres Hochwürdigsten Herrn Bischofs Begrüßungsempfang auf der Eisenbahnstation zu Saratow und der Verlauf Seines hohen Inthronisationsfestes recht feierlich und würdig begangen werde.

Zu diesem Zwecke hat das Katharinenstädter Dekanat, das es sich zur besonderen Ehre anrechnet, daß Herr Bischof aus seiner Mitte hervorgegangen ist, bestimmt, den Hochw. Herrn E. Dittler, Pfarrer von Louis, dem Geburtsorte des Bischofs, zu bitten, dem Feste der Konsekration zu Petersburg beiwohnen zu wollen. Die Reisekosten deckt das Dekanat. Ferner wird Katharinenstadt zwei weltliche Vertreter, die anderen Gemeinden nach Möglichkeit einen nach Saratow zum Feste schicken.

Das Rownojer Dekanat wird durch alle Priester mit Ausnahme zweier Herren, die in der übrigen Geistlichen Abwesenheit die Gemeinde versehen, in Saratow vertreten sein. Rownoje sendet zwei weltliche Vertreter, die übrigen Gemeinden je einen.

Das Kamentauer Dekanat hat beschlossen, außer den Geistlichen Herren zwei weltliche Vertreter des ganzen Dekanates zu senden.

Daß das Vertrauen der Geistlichkeit und der katholischen Gemeinden des Nordens, das sie in die Geistlichkeit und die katholischen Ansiedlungen des Südens gesetzt haben, daß auch sie nämlich recht regen Anteil an der Bischofsfeier nehmen würden, vollkommen gerechtfertigt ist, beweist die Tatsache, daß das Ddessaer Dekanat schon zwei weltliche Vertreter gewählt hat, um sie nach Petersburg und Saratow zu senden, damit sie im Namen der katholischen Gemeinden dem Bischofe huldigten.

Das Berdjansker Dekanat wird durch zwei Geistlichen vertreten sein.

Der Herr Visitator des Kaukasus hat zwei seiner Geistlichen, einen armenischen, den anderen lateinischen Ritus, nach Saratow als Vertreter zu reisen, um dorten an Stelle des Kaukasus den Festlichkeiten beizuwohnen. Beide Herren sind den Bitten des Herrn Visitators entgegengekommen.

Die deutsch-polnische Gemeinde von Saratow ist am 17. Oktober auf die Einladung ihres Hochwürdigsten Herrn Dekans zusammengesessen, um über die Art und Weise zu beraten, wie der Herr Bischof am würdigsten zu empfangen sei. Es sind etwa 80 deutsche und 15 polnische Gemeindeglieder zur Beratung erschienen. Da Saratow das Glück und vor allen katholischen Gemeinden die einzige Ehre hat, sich des Bischofsitzes und der Kathedrale zu erfreuen, so haben alle gemeinschaftlich beschlossen, dem Herrn Bi-

schofe eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. (Es wurde sehr bedauert, daß so wenige polnische Gemeindeglieder sich an der Versammlung beteiligten.) Daher sammelte man Geld, um eine kostbare silberne Schlüssel zu erwerben, auf der zwei Vertreter an der Seite des Herrn Dekans dem Bischofe Salz und Brot in deutscher und polnischer Sprache überreichen sollten. In der Versammlung kam eine Summe von 94 Rbl. zusammen. In paar Tagen war sie schon zu 150 Rbl. angewachsen. Ganz einfache Leute haben verhältnismäßig große Spenden geopfert. — Ferner hat der Saratower Herr Dekan an die Priester, die seinem Dekanate angehören, frühzeitig geschrieben, daß Sie wenn möglich zum Feste erscheinen und je einen weltlichen Vertreter mitbringen möchten. Die Ausschmückung der Kathedrale hat er einem sachkundigen Meister übertragen. Die Vorbereitungen gehen in Saratow schon seit etwa zwei Monaten im stillen vor sich. In den übrigen festlichen Kundgebungen wird sich die Saratower Gemeinde mit den Vertretern der Diözese verbinden.

Über die Teilnahme an dem Feste ist von seiten der übrigen Dekanate noch nichts bekannt; jedenfalls werden auch sie ihr Scherlein zur feierlichen Hebung des Ehrentages unsres Bischofs beitragen.

Es wäre sehr erfreulich, wenn sich auch die polnischen Stadtpfarreien an den Festlichkeiten beteiligen würden.

Für die entsprechende Berücksichtigung der Herren Vertreter wird in Saratow nach Kräften gesorgt werden.

J. G. G. G.

Zum Geistesleben und zur Religionsgeschichte der Finnen.

Im Anschluß an den Schluppassus meiner „Reiseerinnerungen“ (Klemens, No 1.) möchte ich noch darauf hinweisen, daß Völker finnischen Stammes einst weiter verbreitet waren. Ein großer Teil des östlichen Rußlands war von ihnen bewohnt. Es dürfte wohl gewiß sein, daß die wolgarischen Finnen (Tschermisen, Mordwinen, Tschuwaschen), sowie auch die permischen (Permier, Stryänen, Wotjaken) u. a. einst mit den baltischen Finnen, den ursprünglichen Bewohnern Finnlands, den Esthen, Lappen, Liven etc. zusammenhingen. *) Wenn letztere ein reges und urwüchsiges Geistesleben im hohen Norden gefördert und sich ein nationales Sonderleben geschaffen haben, so dürfte wohl diese Völkerfamilie nicht unberücksichtigt gelassen werden, wenn von den Völkerfamilien Europas, den Germanen, Romanen und Slawen die Rede ist. Denn diese Finnen haben die europäische Urgeschichte gefördert, die Weltliteratur glänzend bereichert. Das nationale Epos der Finnen „Kalewala“ das ebenbürtig neben den Homerschen Gedichten, den Nibelungen steht, ist vom Professor Bönnrot in Helsingfors gesammelt und zusammengestellt worden und hat mächtig auf die Entwicklung des finnischen Nationalbewußtseins beigetragen.

Die baltischen Finnen (Großherzogtum Finnland) und die Esthen in den Ostseeprovinzen ragen in Hinsicht des Geisteslebens, der Kultur vor allen anderen Finnen hervor. Das Christentum, die Kultur Europas, hatte auf dieses Volk seinen Einfluß, das immer ein reges, geistiges Leben pflegte. Was die Tschermisen und die übrigen erwähnten Finnen betrifft, so sind dieselben trotz der teilweisen Christianisierung auf verhältnismäßig niedriger geistiger Stufe geblieben. Ihre Religionsgeschichte bildet nur ein Gemische von heidnischen und christlichen Ideen, zudem haben sie tatarische Elemente in sich aufgenommen. Die Tschermisen im besondern haben sich enger den Tataren, als den Russen angeschlossen. Durch die gesellschaftliche Stellung dieser Völker, sowie durch die Abschließung fremder Kultur konnte hier das Christentum keine festen Wurzeln fassen; heidnische Traditionen und Gebräuche und Sitten haben sich bei denselben erhalten. Donner und Sturm werden gefürchtet und daher verehrt. Der Bär wird von ihnen geradezu als ein göttliches Wesen betrachtet, als Herr aller Geister, und ist das Bärenfell nur dessen äußere Hülle. Der Jagdabergglaube ist besonders reich entwickelt. Frauen dürfen keine Spur kreuzen und Jagdgeräte nicht berühren. Die Zauberer, Wahrsager stehen bei ihnen in großem Ansehen. Ein großer Teil der Tschermisen ist orthodox; unter den Tschuwaschen gibt es auch

*) Meyers Kl. Konversat. = Lex. Bd. 1. S. 738—39.

einige Protestanten, die jedoch meist nur dem Namen nach Christen sind. Was selbst die Esthen betrifft, die doch wohl in besseren Verhältnissen lebten, so findet man noch vom vorigen Jahrhundert die Behauptung, daß unter 20 esthnischen Christen (Protestanten) kaum einer wußte, daß er ein Christ wäre.

Bekanntlich befindet sich der Islam schon seit Jahrhunderten in einem Zustande geistiger Erschlaffung, und wir wissen, daß allen Söhnen Mohammeds jeder höhere Aufschwung fehlt. Wenn der Islam auch die Entwicklung der Anfangsgründe des Lesens und Schreibens gefördert hat, so ist er doch darüber nicht hinausgekommen. Das Wichtige der Bildung ist für jeden Moslem das Erlernen des Korans, und zwar ist darunter das Auswendiglernen zu verstehen. Versteht ein Moslem den Koran fehlerlos auswendig herzusagen, so ist er ein Schriftgelehrter. Von einer Bildung in unserm Sinne ist da keine Rede.

Stehen die Tschereimisen nebst den ihnen stammverwandten Finnen zum großen Teil unter dem Einflusse des Islam, so nimmt es nicht wunder, wenn dieselben in Hinsicht ihres Geisteslebens, ihrer Kultur niedrig stehen, zum Teil niedriger als die Mohammedaner, und es ist absolut unmöglich, daß dieselben unter den gegebenen Verhältnissen einen Aufschwung nehmen können. Es ist wohl erfreulich, daß die junge Generation der Tschereimisen im besondern nach Bildung strebt. — Es ist ja bekannte Tatsache, daß der Islam kein wahres Kulturleben zu fördern vermag; der Islam ist nur stark im Zerstören, und schlecht hat er sich allzeit im Sammeln und Aufbauen bewährt. Der Islam bildet in dieser Beziehung geradezu den Gegensatz des Christentums, das vom Anfang seines Erscheinens und Auftretens Zivilisation und Kultur förderte und auch bis heute noch verbreitet. Dies lehrt die Kulturgeschichte aller christlichen Völker. Wenn der große Hettinger sagt, daß jede Religionsgeschichte Kulturgeschichte ist, so kann auf dies ganz besonders das Christentum Anspruch machen.

Omega.

Skizzen und Glossen.

In „Klemens“, № 35, 1903/04, lesen wir den Aufsatz „Aus der Nähe“, der in Kürze ein Lebens- und Sittenbild unsrer deutschen Bauern im südlichen Rußland (Beresan) entwirft. In erwähntem Artikel sind jedoch, wie mir scheint, mehr die Verhältnisse der deutschen Kolonisten in den dortigen Dörfern berücksichtigt worden, und der Schreiber dieses erlaubt sich, die geehrten Klemensleser auch mit dem Leben und den Verhältnissen der Deutschen, die auf den sogenannten Schutoren (Gütern) ansässig sind, bekannt zu machen.

Im Interesse der Leser scheint es mir geboten, einen Rückblick über die Entwicklung der in Rede stehenden Verhältnisse voranzuschicken.

Es dürften wohl schon 40—50 Jahre verflossen sein, seitdem bei den deutschen Kolonisten Südrußlands der Gedanke reif geworden, sich auf Gütern von Edelleuten niederzulassen, die in dieser Gegend, wie auch überall, materiell heruntergekommen sind, und auf die die Worte N. Engelhardts Bezug haben dürften, indem er schreibt: „наше дворянство есть сословие чисто сослужилое, исторически неподготовленное къ роли хозяевъ — землевладѣльцевъ“ u. an anderer Stelle „(помѣщикъ) умѣль только гнѣваться, — пройтись по хозяйству, — спрашивать“. Ferner machten sie sich auf Kronsländereien ansässig, ich muß jedoch bemerken, daß seit einigen Jahren Kronsland nur noch an russische Bauern abgegeben wird. Das Land wurde da den Deutschen zu billigem Preise auf Pacht abgelassen, und auch bis heute sind die Preise im allgemeinen noch niedrig. Man zahlt von 8—10 Rbl. für die Dessjatine per Jahr. Dank dem billigen Pachtpreise, sowie dem Umstande, daß der Süden glücklicher Weise seltner von Mizeranten heimgesucht wird, und für die Begekommenheit hieselbst gute Sorge getragen ist, was ja für die Landwirtschaft, sowie für alles Kulturleben von der größten Bedeutung ist, sind manche der Schutoraner reiche Leute geworden, von denen sich viele eignes Land kauften und die Edelleute nach und nach von ihren Gütern verdrängen. Manche der Deutschen sind im Besitze großer Güter. Wir sind einige deutsche Kolonisten bekannt, die Besitzer von mehr als 7,000—8,000 Dessjatinen sind. In den letzten

Jahren ist der Ankaufspreis immens gestiegen. In Taurien zahlte man schon 300 Rbl. pro Dessjatine, gegenwärtig jedoch ist der Verkaufspreis gefallen, doch wohl wahrscheinlich infolge der letzten Mizeranten, von denen Taurien stellenweise heimgesucht war. Im Chersonschen schwankt der Preis zwischen 180—250 Rbl. Bei den meisten Landkäufen fungieren die Söhne Judas als Makler, die für ihre Mühe und Arbeit große Provisionen zu beziehen pflegen. Ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß unser deutscher Bauer selbst bei kleinern Geschäften die Vermittlung des Juden in Anspruch nimmt und sich des öftern stark übers Gesicht hauen läßt, was wohl jedem, der mit der jüdischen Gewinnsucht und mit den Kommissionsgeschäften im besondern bekannt ist, nicht entgangen sein dürfte. Der Jude ist da, sozusagen, „das Mädchen für alles.“

Indem wir den obenerwähnten günstigen Verhältnissen, unter denen die deutschen Kolonisten hier leben, noch den Umstand hinzufügen, daß dieselben rege, strebsam sind, erklärt es sich, weshalb der deutsche Bauer im südlichen Rußland im Durchschnitt materiell gut gestellt ist, umsomehr, als mancher Bauer die günstige Gelegenheit benützte, das Land f. Z. zu billigem Preise anzukaufen. Betreffs des Landkaufs kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen zu müssen, daß durch ihn mancher unsrer Bauern an den Bettelstab gekommen ist, sowie ferner darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten Käufe Bankgeschäfte sind. Nicht selten kam es vor, daß mancher Bauer kaum die % zu zahlen vermochte; das Land wurde alsdann von der betreffenden Bank beansprucht und weiter verkauft, nachdem der Jude, der Geschäftsvermittler, mit seinem Provisionsgelde in der Tasche, schon längst von dannen gezogen war, um anderswo sein Werk fortzusetzen. Jedes Ding hat eben seine Schattenseite, und wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Gott hat in den Menschen den Selbsterhaltungstrieb gelegt, dem zufolge er sein Leben, seine Gesundheit zu erhalten strebt, sowie ferner jene Mittel sucht, welche zur Erhaltung seines Lebens und zu seiner äußern Wohlfahrt notwendig sind. Ferner ist der Mensch verpflichtet, sich die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse anzueignen, um seinem Berufe in rechter Weise zu genügen. Im Interesse seiner Selbstliebe ist der Mensch noch verpflichtet, sich jene Kenntnisse auf dem sittlichen und religiösen Gebiete anzueignen, die notwendig sind, um hienieden nach den Vorschriften der Sittlichkeit und Religion zu leben, sowie ferner nach sittlicher Bervollkommnung, nach Tugend zu streben, denn der Mensch ist ohne Tugend gleich einem schwankenden Rohre, das von jedem Winde hin- und hergetrieben wird. Es ist aber bekannt, daß unsere Leute auf dem Lande kein seiner so hohen Aufgabe entsprechendes Lehrpersonal für die Heranbildung der Jugend zu bekommen vermochte. Wie und da kam es vor, daß man sogar Andersgläubige als Erzieher, Lehrer anzustellen sich genötigt sah, denen man den Religionsunterricht nicht anvertrauen konnte, was zur Folge hatte, daß der Religionsunterricht der jungen Generation überhaupt nicht erteilt werden konnte. Nun aber ist ja jedes sittliche und religiöse Leben notwendig bedingt durch die Erkenntnis der religiösen und sittlichen Wahrheiten, denn man kann unmöglich etwas anstreben, das man nicht erkennt. Die religiöse Erziehung unsrer Jugend ist vernachlässigt, und dürfte es keinen wunder nehmen, wenn wir dann und wann in unserm Diözesanorgan „Klemens“ lesen, daß die oder jene Jungfrau bei Nacht und Nebel mit einem Russenknechte durchgebrannt ist. Noch vor nicht allzu langer Zeit teilte mir ein Pfarrer im Süden mit, daß von sieben von ihm getauften Kindern 3 unehliche waren, ein Beweis, wie schlecht es um die Sittlichkeit unsrer Jugend steht. Wo ist der Stolz unserer deutschen Mütter, keusche Töchter heranzuziehen, Töchter, die dereinst ihrer so verantwortlichen Stellung, die sie im Leben einzunehmen pflegen, gewachsen sein sollen?

Wer von uns hat es nicht beobachtet, wie sehr viele Eltern, Erzieher um die physische und geistige Entwicklung ihrer Kinder, Zöglinge bemüht sind, aber wie wenig sie sich um die sittliche, religiöse Erziehung der Kinder bekümmern? Welche Aufmerksamkeit, welche Sorgfalt sehen wir nicht angewandt in der Erzielung eines günstigen Erfolges in ersterer und welch gleichgültiges Verhalten in letzter Beziehung! Das Kind beginnt zu lernen, und zu seiner Verfügung steht sofort ein Erzieher, ja die Eltern selbst interessieren sich für jede Aufgabe ihres Kindes und leisten ihm, wenn möglich, hierin Hilfe. Wird dieselbe Sorgfalt aber auch auf die moralische Erziehung angewandt? Wächst das Kind heran, was nimmt die El-

tern mehr in Anspruch, die physische, oder die geistige, oder die moralische Erziehung des Kindes? Wenn in dem Kinde mit jedem Tage immer mehr das niedere Begehrungsvermögen, die Leidenschaften erwachen, die das Kind mit der Mutterbrust einsaugt, oder mit der dasselbe umgebenden Atmosphäre aufnimmt, oder wenn das Kind beginnt, Leidenschaften, wie Habgucht, Lüge, List, die ersten Anzeichen einer moralischen Verderbenheit, zu offenbaren, ist man da in der Lage, den Schrecken, die Furcht der Eltern zu beobachten, wie man dies gewöhnlich wahrzunehmen Gelegenheit hat, beim Erscheinen von ansteckenden Krankheiten, wie Pocken, Diphtheritis u. s. w. Ich glaube, daß dies keiner der geehrten Leser im guten Gewissen mit Ja beantworten könnte, obgleich in beiden Fällen der Tod des Kindes notwendig erfolgen muß, im ersten Falle der moralische, im zweiten der physische Tod. Wahrlich, eine traurige Erscheinung!

Das religiöse Leben muß, gleich dem leiblichen, genährt und gepflegt werden. Aber wie und wo hat dieses zu geschehen? In der Kirche, durch das Wort Gottes, durch die Predigt, durch die Christenlehre. Gewöhnlich pflegen die Katholiken auf den Schutoren weit von katholischen Pfarreien zu wohnen, so daß es nicht selten geschieht, daß man manchmal jährlich nur ein-, zweimal einen Priester zu hören und zu sehen bekommt. Aber auch diejenigen Katholiken, die in der glücklichen Lage wären, das katholische Gotteshaus des öfters besuchen zu können, scheinen daraus keinen öfters Gebrauch zu machen, wie mich die Erfahrung lehrte. Zu meiner größten Freude jedoch muß ich konstatieren, daß ich hier viele katholischen Familien traf, die in jeder Hinsicht bestrebt sind, ihren christlichen Pflichten nachzukommen. Wenn in Polen, Litauen die Katholiken 15—20 und mehr Werst, und zwar viele diese Strecke zu Fuß zurücklegen, um dem Kirchengebote: „Du sollst alle Sonn- und Feiertage die hl. Messe mit Andacht hören“ Genüge zu leisten, so kann ich nicht einsehen, weshalb nicht auch unsere Katholiken hiezu verpflichtet wären. Oder besteht vielleicht für unsere Katholiken ein anderes diesbezügliches Gebot?!

Zum Schlusse muß ich noch auf das Dienstboten-Verhältnis in unsrer deutschen Familie aufmerksam machen, das wohl kaum ein normales sein dürfte. Ich kann nicht sagen, daß unsere Leute vielleicht dem Dienstboten einen zu kargen Lohn zumessen, oder ihm denselben sogar vorenthalten, sondern ich finde, daß der Dienstbote überhaupt zu grob, zu rauh behandelt wird, und was die Arbeitskraft betrifft, so dürfte diese wohl in zu hohem Grade in Anspruch genommen werden. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der Dienstbote keinwegs ein Werkzeug oder eine Maschine ist, über die der Arbeitgeber nach Belieben schalten könne. Die Arbeitnehmer sind gleich den Arbeitgebern Personen, ausgestattet mit natürlichen Rechten. Auch der Arbeiter ist das Ebenbild Gottes, ist ein mit freiem Willen und Verstand begabtes Geschöpf; in dem eine unsterbliche Seele wohnt. Soll nun das Leben des Christen nach allen Seiten hin durch die Liebe getragen sein, so müssen auch die Dienstboten an dieser teilnehmen, und für deren leibliches, wie geistiges Wohl Sorge getragen werden. Ich fand zu meiner Freude, daß manche der Katholiken bemüht sind, ihre Dienstboten in jeder Beziehung gut zu behandeln und dieselben zu ihren christlichen Pflichten anzuhalten, was mich freut, hiermit bestätigen zu können.

A—pha.

Ein wichtiges Kapitel.

Als Gott den Adam erschaffen und ihm das Paradies geschenkt hatte, sprach er: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm gleiche!“ Gott schuf die Eva, gab sie dem Adam und, beide segnend, sprach er: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!“ So ist aus Gottes Hand das erste Braut- und Ehepaar hervorgegangen. Mit Recht sagt deshalb der Kirchenrat von Trient: „Die Ehe ist eine heilige Sache und soll heilig behandelt werden.“

Eine unaussprechlich große Zahl von Menschen beiderlei Geschlechts ist seitdem in den Ehestand getreten, der aber für sie zum Wehstand geworden ist. Wer kann sie alle zählen, die unglücklichen Ehen, die schon auf dieser Welt geschlossen und durchgeführt wurden; wer kann all das Elend schildern, welches sie brachten;

wer kann uns zeigen, wie tief unglücklich die beteiligten Personen in denselben waren? Ein wahres Meer von Jammer und Bitterkeit ist daraus der Menschheit entwichen. Fragen wir, was denn die Ursache dieser unglücklichen Ehen sei, so gibt uns die katholische Kirche mit ihrem Ausspruche des Kirchenrates von Trient die Antwort: „Die Ehe ist eine heilige Sache und soll heilig behandelt werden.“

In dem Büchlein „Trauungsandenken“ von Hauser sagt der Verfasser von der ersten Ehe: „Gott selbst hatte dem ersten Manne die Braut gegeben, und Adam rief wie in Verückung aus: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Gebein von meinem Gebein“. In prophetischer Begeisterung fügt er bei: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhänglich sein, und es werden zwei in einem Fleische sein“. Gott selbst hat dieses erste Brautpaar kopuliert. Gott verband und traute die ersten Eltern — und Gnade über Gnade träufelte in ihre Herzen.“

Nur der Mißbrauch der von Gott eingesetzten Ehe kann so schlimme Folgen haben, weshalb der Engel Raphael auch zu dem jungen Tobias sprach: „Höre mich und ich will dir anzeigen, wer diejenigen sind, über welche der Teufel Gewalt hat: das sind jene, welche so in die Ehe treten, daß sie Gott von sich und ihrem Herzen ausschließen.“ Ja, das ist die Ursache der vielen unglücklichen Ehen; nicht nach dem Willen Gottes wird die Ehe unter den Menschen geschlossen; man macht einfach ein Geschäft daraus, bei dem verschiedene Berechnungen mitspielen.

In den Dörfern ist die Zeit gekommen, wo alle Arbeiten beendet sind, wo man anfängt, Hochzeiten zu feiern. Für die meisten erwachsenen Burschen ist der Zeitpunkt da, wo sie sich um eine Braut umzusehen haben oder wo sie auf „die Frei“ gehen müssen. Die Art und Weise, wie Heiraten oft angefangen und geschlossen werden, soll der Gegenstand unserer weiteren Betrachtung sein.

Ist da irgendwo ein junger Mensch, dessen Eltern und Verwandte schon jahrelang auf der Suche nach einer für ihn passenden Braut sind, man spricht von der und jener, von der dritten und vierten. Endlich kommt eine Baise mit der Meldung, daß in einem Dorfe, welches mehr als hundert Werst entfernt ist, ein reiches Mädchen sei. Weil unser Heiratskandidat auch einst ein schönes Vermögen bekommt, so soll er es doch wagen, vielleicht nimmt sie ihn. So geht es halt darauf los: man macht den weiten Weg, freit das Mädchen, sie sagt ja, weil der Freier reich ist, und in ganz kurzer Zeit sind sie Mann und Weib, um vielleicht ein Leben zu führen, wie Hund und Kaze. Wäre auch kein Wunder! die jungen Leute haben sich in ihrem Leben noch nie gesehen, keines kennt des andern Charakter und vergangenes Leben. Es ist ein Wunder, daß es unter solchen Umständen nicht noch mehr unglückliche Ehen gibt. Denn wäre der Freier arm gewesen, so hätte man ihm einfach die Türe gezeigt. Wäre sie nicht reich gewesen, so wäre es dem Freier nicht eingefallen, den weiten Weg zu machen, ja die Baise hätte ihm dann eine andere angeraten. Übrigens war ja das Herz des Freiers nicht ganz frei: er kannte ein armes, braves Mädchen, mit dem er einst durchs Leben gehen wollte; allein weil sie arm war, so hat man ihm so lange zugezogen, bis er andere Gedanken bekam. Die Braut hat sich in Gedanken einen armen, aber redlichen Burschen als ihren einstigen Ehegatten gewünscht. Da kam aber der „reiche Freier“ und sie wurde überredet, man ließ ihr keine Ruhe, bis sie ja sagte.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß die leiblichen Eltern und nächsten Verwandten so gewissenlos sein können, indem sie ihr eigenes Fleisch und Blut an einen landfremden Menschen verschachern des Geldes wegen. Freilich, wenn das Unglück fertig ist; wenn die Tochter keine gute Stunde hat; wenn sie mehr Schläge bekommt, als Brod zu essen; wenn sie nichts als Kreuz und Glend hat mit ihrem trunksüchtigen Manne, der schon alles versoffen und verlumpt hat, was er besaß und sie mitbrachte; wenn sie einen Mann bekommen hat, welcher ein Ausbund von Schlechtigkeit ist, — dann, ja dann freilich ist es nichts mehr mit dem „reichen Freier“, dann hätte sie lieber den armen Burschen heiraten sollen, der unterdessen schon ein ganz angesehen Mann geworden ist. Weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern weder sonst Verwandte, die einstens alle zugeredet haben, doch ihr „Glück“ nicht mit Füßen zu treten, sie alle können

ihr nicht im geringsten helfen; sie ist verurteilt, ihr Leben lang das schwere Kreuz zu tragen, welches ihr die lieben Eltern und nächsten Verwandten aufgehängt haben. Wohl ihr, wenn sie aus der Not eine Tugend zu machen versteht und mit Geduld trägt, was ihr auferlegt ist, denn sonst wäre noch zu befürchten, daß sie auch für die Ewigkeit unglücklich wird.

Oder wenn der Mann in seiner „weithergesholten“ Frau eine erwischt hat, die ihm keine ordentliche Suppe kochen, kein Brod backen und kein Hemd waschen kann; die nur an Puz und Hochmut denkt; bei der die „Kaffeeschwestern und Rättschbasen“ freien Ein- und Ausgang haben, die aber auch die meiste Zeit vom Hause fort ist; bei der die Kinder, Küche und Keller fremden Leuten anvertraut sind; wenn sie alles ist, nur keine gute Hausfrau, — dann freilich ist die Geschichte schlimm; dann hätte auch er besser das arme Mädchen freien sollen, und wenn es auch kein ganzes Hemd gehabt hätte. Damals spielte eben das Geld die Rolle: er reich, sie reich, ein glückliches Paar! Als ob Geld allein glücklich machen würde! Wenn das der Fall wäre, so wären die Reichen die Glücklichen der Welt! Leider ist es aber Tatsache, daß dort am wenigsten Glück wohnt, wo großer irdischer Besitztum ist. Zwar scheint es manchmal so, daß beim Gelde auch Liebe und Freude wohnt, allein der Schein trügt!

Bei sehr vielen Eltern heiratsfähiger Kinder ist zu einer glücklichen Ehe nur Geld notwendig, man sucht und fragt nach allen Ecken und Enden, wo ein Reicher oder eine Reiche ist; ob dieselben gesund, fromm und brav sind, ob sie nüchtern, einfach und eingezogen, ob sie friedsam oder streitsüchtig, still oder schwatzhaft sind, darum wird nicht gefragt; man fragt nur wie viel Geld und Land er oder sie bekommt. Wie manches Mädchen mit schönem Vermögen hatte jahrelang keine Ruhe vor dem Heere von Freiern; denn sobald so ein Mädchen aus der Schule ist, da kommen sie auch schon von nah und fern; sie hat nur Ruhe während der Erntezeit. So ein vielumschwärmtes Persönchen weiß dann nicht recht, was es soll oder will, teilt „Körbe“ aus, daß es eine Art hat, um nach ein paar Jahren recht ins Unglück hineinzufallen. Zwar sagen reiche Eltern bisweilen: „Wir schauen bei unserm Kinde nicht auf Land und Geld, wir geben es einem ganz armen, wenn er nur brav ist!“ Kommen aber erst einmal die Freier, so wird nach dem Reichsten geschluppert, und sollte sich die Tochter mit Händen und Füßen dagegen wehren. Wie groß muß nicht einstens die Verantwortung solcher Eltern sein, die mit dem heil. Sakramente der Ehe einen Schacher treiben, wie der Jude mit Zucker und Kaffee.

Um eine reiche Braut zu bekommen, hängt viel vom Zureden ab, wobei schrecklich gelogen wird. Das Schwätzen und Lügen ist Sache des „Kupplers“, unter welchen es Exemplare gibt, die meisterhaft arbeiten. Wer mit dem oder dem fährt, kriegt sie. So ein „Kuppler“ verdient sich sicher die Hölle, weil er so viele junge Leute in seinem Leben zusammengeschwagt und für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht hat. Wunderbarer Weise sind solche gestiftete Ehen nicht alle unglücklich; immerhin ist es aber eine sehr gewagte Sache, wenn sich landfremde Leute für das ganze Leben zusammenfinden und einen Schritt wagen, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Wenn der „Kuppelmann“ fertig ist und die Geschichte nicht klappen will, so legt sich der „Freier“ manchmal selbst in das Zeug, indem er seine guten Eigenschaften, die gewöhnlich in Reichtum bestehen, aufzählt. Ein junger Mensch, der auch irgendwo gefreit hat, holte, als er sah, daß ihn die Braut trotz allem lobenswerten, was der „Kuppler“ vorbrachte, nicht wollte, sein Zeugnis über Beendigung einer Zentralschule aus der Tasche und sagte, es auf dem Tische ausbreitend: „Ich bin ein gelehrter Mann, was wollt ihr noch mehr?“ Das hat der Braut aber doch wahrscheinlich keinen Reipekt eingeflößt, denn er kriegte einen Korb.

Schande über dich, du junger Mann, daß du dir mit solchen Lappereien Liebe und Zuneigung erbetteln willst bei deiner zukünftigen Braut! Sie und du müßt euch persönlich kennen, ihr müßt sagen können, daß eure Charaktere zusammenpassen und daß ihr im Stande seid, alles was das Eheleben bringen wird, standhaft zu tragen. Deine Braut muß von dir denken und sagen können, daß du sie immer treu und herzlich lieben wirst, daß du sie nie beleidigen oder gar mißhandeln wirst. Hat sie deinen

Charakter studiert und die Überzeugung hiervon in ihrem Herzen Wurzel gefaßt, so wird sie auf deine Frage gar bald ja sagen, ohne daß du dein „Zeugnis“ vor ihr auf den Tisch zu schlagen brauchst. Was hilft das Geld deiner Braut dir, oder deines ihr; was nützt deiner Braut dein Zeugnis, welches deine Gelehrsamkeit bestätigt, wenn sie nicht sicher ist, daß du sie einst schlimmer behandeln wirst, als eine Stallmagd. Oder wird sie mit demselben etwa die Kränkungen, die du ihr vielleicht zufügen wirst, vertreiben können; soll sie vielleicht mit deinem vielen Gelde Balsam kaufen, um die ihr geschlagene Wunden und Striemen zu heilen? Wahrlich: „Die Ehe ist eine heilige Sache und soll heilig behandelt werden!“

Mißlingt die „Freierei“, so weiß der Freier gar nicht alles, was er der Braut nachsagen soll: sie ist „dreckig“, hört nicht gut, ist nachsichtig, stinkt aus dem Halse, ist schlecht und faul u. s. w. Vorher hat sie ihm gefallen, und wenn sie ihn genommen hätte, könnte er sie jetzt nicht genug loben! Hat es geklappt und es wird ihm später leid und er läßt ihr absagen: ach, was für abscheuliche Sachen werden ihm von der verschmähten Braut nicht angedichtet! wäre er ihr Bräutigam geblieben, so wäre alles gut gewesen! Sagt einmal ihr jungen Leute, wie soll man das jetzt verstehen und was für Begriffe habt ihr wohl von dem heil. Sakramente der Ehe, oder versteht ihr vielleicht gar nichts davon? Wenn mancher Freier seine fünf oder sechs „Körbe“ geholt hat und endlich doch eine Braut findet, so sagt man gewöhnlich: „Jetzt ist er erst zur Rechten gekommen, die ihm gehört.“ Wer so urteilt, muß Stroh im Kopfe haben!

Drum, ihr jungen Leute, die ihr im Begriffe steht, in das Sakrament der Ehe zu treten: überlegt den Schritt hundertmal, prüft genau, ob ihr auch zusammenpaßt; denn heiraten ist kein Kappentausch! Vergesst nicht, daß ihr zusammen leben müßt, bis euch der Tod trennt. Wehe euch, wenn ihr schlecht gewählt habt! Ihr werdet schwer daran zu tragen haben. Bei eurer Wahl soll nicht Geld und Gut, nicht Schönheit und sonst etwas den Ausschlag geben, denn alles dieses vergeht, nur die Tugend besteht! Und ihr Eltern, die ihr heiratsfähige Kinder habt, schachert doch nicht mit ihnen, wie der Zigeuner mit Pferden! Vergesst den Ausspruch Jesu Christi nicht: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet!“ Nicht dazu ist die Ehe da, damit eure Kinder reich und angesehen werden, sondern „die Ehe ist eine heilige Sache und muß heilig behandelt werden!“

J. Ch. M.

Von Saratow nach Theodosia.

Am 8. August ging ich auf den Zug, der mich aus der alten Heimat in die Fremde tragen sollte. Trofimowka war bereits zurückgelegt, da wehte eine Masse Tücher von der Terrasse eines Landhauses mir zu. Unwillkürlich floß von meinen Lippen:

So lebt denn all ihr Lieben wohl,
Von denen ich nun scheiden soll.
Und find ich dorten auch mein Glück,
Denk ich doch stets an euch zurück.

In Nacht und Dunkel hinein führte uns nun das Stahlroß, deren besondere Macht es ist, den Menschen in die tiefsten Falten seines Herzens blicken zu lassen. Die ernstesten Gedanken, die bei dem Abschiede auf dem Bahnhofe von Saratow meinen Geist durchdrangen, mußten allmählich weichen und die Ruhe wieder ins Herz einführen lassen.

Ritschischewo! hörte man von allen Seiten, nachdem die Lokomotive einen starken Ton in die dunkle Nacht hineingeworfen hatte. Es war die erste Umsteige-Station auf dem Wege nach der Krim, meinem Reiseziele. Vier lange Stunden Halt gebot uns der unerbittliche Fahrplan. Der Tag fing schon an zu grauen, als sich der Zug nach Balaschow in Bewegung setzte. Zum ersten Male sah ich dieses Städtchen, das aus der Ferne einen recht freundlichen Eindruck macht. Gerne hätte ich einen Ausflug dorthin gemacht, leider hielt der Zug nur kurze Zeit an. Weiterhin führte die Bahn durch wahrhaft zauberische Gegenden: Wälder wechselten mit schönen Wiesen, durch die sich feenhaft eingerahmte Fließchen wie blaue Bänder schlängeln, an deren Ufern reizende Dörfer sich

aneinanderreihen. Höher gelegen steht das Auge reich gesegnete Felder, die mit Weizen, Roggen, Mais und anderen Früchten angefüllt sind, die auf das Einheimisen warten. Ich glaube nicht, daß es in unserem großen Reiche dieses Jahr einen Flecken gebe, der eine reichere Ernte liefert, als diese vom Schöpfer so herrlich geschmückte Flur. Das Auge ruhte mit solchem Vergnügen darauf, daß nur die dunkle Nacht es losreißen konnte. Der nächste Morgen brachte mich nach Charkow, eine der schönsten Provinzialstädte Rußlands. Nur kurze Zeit war dem Gedankenaustausche mit einem alten Bekannten, der mich auf dem Bahnhofe erwartet hatte, gegeben; denn schon nach einer halben Stunde setzte sich der Krimzug in Bewegung.

Die Strecke, die ich nun zurücklegte, war zwar nicht ganz monoton, bot aber auch nicht jene schönen Abwechslungen, wie ich sie früher gesehen. Es tauchten schöne Dörfer auf, aber auch mancher Haufen elender Hütten zeigte sich und verwischte den guten Eindruck.

Losowaja hielt den Zug eine ganze Stunde. Die nächste Nacht brachte mich über die lange, auf eisernen Pfeilern ruhende Brücke in die Krim. Noch vor Tagesanbruch mußte ich das Bett verlassen, denn von der zweiten Station in der Krim, Dschankoj, sollte mich der Zug nach Theodosia bringen. Ein Wunderschöner Morgen, wie ihn die Natur nur äußerst selten an der Wolga im Mai bietet, fesselte mein ganzes Gemüt. Es kam mir vor, als rufe mir die Natur zu: Sei herzlich willkommen auf unserer Halbinsel, und genieße die Schönheiten, die der Herr in sie gelegt. Wie eine goldene Kugel stieg die Sonne aus der Ebene, und überschüttete die ohnehin schon schöne Landschaft mit ihrem bezaubernden Glanze. Kein Lüftchen wehete, kein Blättchen rührte sich, alles harrete gleichsam erwartungsvoll, was die alles belebende Sonne schaffen werde, und fürchtete sich, die große Naturschönheit zu stören. Plötzlich ertönte ein Glockenzeichen, das Signal des Theodosiazuges, das mich aus dem Bereiche der Poesie in den der Wirklichkeit versetzte. Gebe Gott, daß mein Leben in der Krim so rosig sei, wie jener Morgen!

In Wladislawowka, dem Knotenpunkte der Bahnen Theodosia und Kerisch, hielt der Zug etwas länger an, als an den vorangehenden vier Zwischenstationen. Nachdem er sich wieder in Bewegung gesetzt, durchschnitt er eine kleine Anhöhe, worauf sich dem Auge der glänzendgrüne Meerespiegel des Pontus Euxinus öffnete. Es war das eine solch plötzliche Überraschung, daß aus vieler Brust ein staunendes Ah! hervorquoll. Ja, wahrhaft groß ist der Herr in seinen Werken!

Gegen Mittag kam ich in Theodosia an. Ein gutes Gasthaus gewährte mir Ruhe von der Mühe und den Strapazen des Weges. Am nächsten Vormittage machte ich dem hochwürdigen Herrn Pfarrer von Theodosia, Defan Gregor Saparow, meine Aufwartung. Der hochwürdige Herr wußte bereits aus dem „Klemens“, daß ich mit der Absicht umgehe, in der Krim ein Heim zu gründen, mein plötzliches Erscheinen überraschte ihn jedoch sehr. Gerne, sagte er, hätte ich Ihnen geschrieben, um Ihnen meine Dienste anzubieten, leider kannte ich Ihre Adresse nicht. Mein Vorhaben, in Sudak mich häuslich niederzulassen, billigte der gute Herr nicht. Gehen Sie, sagte er, dorthin, und sehen Sie es sich an. Sollte es Ihnen gefallen, so bleiben Sie den Sommer über dort, den Winter jedoch müssen Sie in Theodosia zubringen.

Noch am selben Abende ging ich auf das Schiff, das mich bei ziemlich ruhigem Wetter nach Sudak brachte. Die Uhr hatte bereits zwölf geschlagen, als ich landete. Der alte Joachim, der Kirchendiener von Sudak, holte mich am Landungsplatze ab, führte mich einen steilen Berg von 56 Faden hinauf. Wiederholt mußte ich stehen bleiben, um etwas auszuruhen, wobei er mich jedesmal tröstete, daß die steilsten Stellen bald überwunden seien. Ein enger Eingang führt in die Festungsrüden, innerhalb deren sich die Kirche und eine kleine Wohnung befinden.

Das Tal Sudak, das eine Länge von 8 Werst hat, birgt in sich circa 1400 Dejjat. Weingärten, die bei einer guten Ernte über 10,000,000 Flaschen guten Wein liefern. In den vielen Obstgärten zeichnen sich besonders die Nussbäume durch ihren großen Umfang aus. Apfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Abrikosen, sehr geschmackvolle Kirschen etc. gibt es in großer Menge, und wird alles sehr billig verkauft. Dieses Jahr, das seiner großen Trocken-

heit wegen ein Mißjahr ist, kostet z. B. eine Oka (3 Pfund) Pfirsiche 15 Kop. Tausende Weinfässer liegen jetzt (Ende Aug.) am Ufer des Meeres, von allen Seiten hierher gebracht, um von hier in die Weingärten zu wandern, den Most aufzunehmen; denn der Mohammedaner darf keinen Wein halten, und keinen Wein trinken, nur der Genuß der Weintrauben ist ihm erlaubt, weshalb er auch reichlichen Gebrauch davon macht, zum Nutzen seiner Gesundheit.

Die ersten gebildeten Einwohner von Sudak waren Griechen, die schon im 8. Jahrhundert dort einen Bischofssitz hatten. Sie beherrschten die ganze Halbinsel Krim, der sie den Namen „Tauris“ gaben, welche Bezeichnung ihr bis zur Türkenherrschaft blieb. Diese gaben ihr den Namen „Kerim“, was die Russen später in „Krim“ umgestalteten. Die Griechen liebten Sudak so sehr, daß sie unter türkischer Herrschaft lieber Mohammedaner wurden, als daß sie auswanderten. Nach der allgemeinen Überlieferung waren die Vorfahren der jetzigen Einwohner von Sudak und der Umgegend Kinder der Hellas, wofür auch die schöne Gesichtsbildung, kaukasischer Rasse, spricht. Mongolische Gesichter sieht man hier sehr selten. Die nationale Schlaueit der Griechen scheint auch noch nicht ganz ausgestorben zu sein. Dem Christen sucht er bei jeder Gelegenheit eins übers Ohr zu hauen, was ihm bei seiner angeborenen Schlaueit zu seiner größten Freude fast immer gelingt. Er ist falsch, diebisch, betrügerisch, und scheut kein Mittel, fremdes Gut in seinen Besitz zu bringen, wobei er von seinen Stammesgenossen unterstützt wird. Dabei kann er nach außen sich so unschuldig zeigen, daß man glauben könnte, einen Heiligen vor sich zu haben. Auf meinen Spaziergängen besuchte ich wiederholt in seinem Weingarten einen alten Tataren, der ziemlich geläufig Russisch sprach. Eines schönen Tages machten zwei Tataren den Versuch, Pferd und Wagen eines Einwohners von Sudak zu stehlen. Als ich am nächsten Tage den Alten wieder sah, drückte ich mein Staunen aus über die Verkommenheit seiner Glaubensgenossen. Ernst sah er mich an, und erwiderte: Du bist ein Mufti und sprichst Deine Überzeugung aus. Du hast recht, wenn Du sagst, daß der Alkoran den Diebstahl verbietet. Was Du mir sagst, daß wir nämlich von den Griechen abstammen sollen, die ein gebildetes Volk gewesen, habe ich von meinem Großvater und meinem Vater gehört. Daß die Griechen Christen gewesen, habe ich oft gehört, daß der Diebstahl den Christen unter den ewigen Strafen der Hölle verboten sei, glaube ich gerne, denn Du bist ein Mufti und sprichst die Wahrheit; diese Höllenstrafen können aber entweder nicht groß sein, oder die Christen fürchten sie nicht, denn unter den Christen gibt es viele Diebe, ja selbst Mörder. Ein Moslem ist gut, ein Moslem stiehlt nicht. Wir haben aber das Recht, alle Schätze der Kerim uns anzueignen, denn die Kerim mit allen ihren Kostbarkeiten war unser, die Christen aber haben sie uns genommen. Du hast Unrecht, Mufti, uns diebisch zu nennen, denn wir bekennen Allah und seinen Propheten Mohammed, und erfüllen seine Gebote. Ein Moslem ist gut.

Von 1365—1475 beherrschten die Genuesen Sudak. Sie bauten eine große Festung, in der sie die Waren, die sie aus verschiedenen Weltteilen hierher brachten, sicher unterbrachten. Sie blieben ihrem Glauben treu, und ließen sich lieber zu Tausenden niedermetzeln, als die Türken im Jahre 1475 die Festung einnehmen, als daß sie abfielen. Broniewski (1630) spricht von 3 großen Kirchen in der Festung von Sudak. In der Hauptkirche sollen bei der Einnahme der Festung durch die Türken gegen 1000 Genuesen ermordet worden sein. Die Festung ließen die Türken bestehen, die Kirchen jedoch verwandelten sie in Moscheen. Der Bischofssitz, der mit der Hauptkirche verbunden war, blieb für immer vernichtet. Von der großartigen Festung sind heute nur noch Ruinen vorhanden, unter denen einige Türme auf den höchsten Bergspitzen weit hinaus schauen auf das Meer. Sudak, ehemals eine blühende Handelsstadt, ist gänzlich verfallen und fast vergessen. Nach tausendjährigem Kampfe finden wir dort nur noch eine Kirche, die der hochwürdige Herr Pfarrer von Theodosia, Kuschnerow sel., im Jahre 1883 zum großen Unwillen der nicht weit abwohnenden Lutheraner, die sie jahrelang als Stall benützten, restaurierte und dem katholischen Gottesdienste weihte. Über dem Hauptaltare glänzt noch die aus genuesischer Zeit stammende Inschrift: In Christi nomine. Amen. 1423 die 4 Januarii opus fecit fieri Dominus R. Catalanus. Christus custodiat. (In Christi Namen. Amen.)

1423 den 4. Januar ließ Herr R. Catalanus dieses Werk auführen. Christus möge es schützen.)

Das heutige kleine Städtchen Sudak liegt im Zentrum des Tales, etwa 3 Werst vom Meeresufer ab. Am Meeresufer selbst, sowie auch nach allen Seiten von der Stadt hin sind Landhäuser und einige Gasthäuser. Gleich hinter der Festungsmauer liegt ein deutsches Dorf, das früher von Katholiken und Lutheranern bewohnt war. Jetzt wohnt von Katholiken nur noch eine Familie dort. Durch große Religiosität zeichnen sich diese Lutheraner nicht aus, wohl aber durch großen Fanatismus. Sie fröhnen der Trägheit und sind deshalb sehr arm.

A. Z.

(Schluß folgt.)

Reisebilder von P. Leonard Eberle.

(Fortsetzung.)

Nach Besichtigung des Bazars ging's bergauf in das Derwischkloster; ein Gang, den ich zum erstenmal im Leben machte. Eine volle Stunde wanderten wir von einer Steintreppe zur anderen. Ich brach vor Anstrengung und Müdigkeit beinahe auf der Straße zusammen, der Schweiß übergieß mich förmlich. Die Neugierde jedoch scheute kein Opfer. Derwische im strengen Sinne sind muselmännische Mönche mit gemeinsamem Leben und Ehelosigkeit. Derwische im weiteren und gewöhnlichen Sinne sind, sozusagen, weltliche Ordensmitglieder, d. h. strenggläubige Muselmänner, die verheiratet sind und in bürgerlichem Berufe leben, aber von Zeit zu Zeit die religiösen Übungen ihres Ordens mitmachen. Die zwei wichtigsten Derwischorden sind die tanzenden und heulenden. Erstere besuchten wir in der Reichsstadt, wo sie jeden Freitag nachmittag 3 Uhr ihren Zikr oder sonderbaren Gottesdienst halten. Bevor wir den Tanzsaal betraten, gingen wir zuerst in ein deutsches Gasthaus, wo wir sogar Münchner Bier bekamen. Nach beendigter Mahlzeit trafen wir circa 150 Zuschauer an, wovon die Hälfte Europäer waren. Die Moschee bildete einen wirklichen Theatersalon, nur mit dem Unterschiede, daß im Theater die Bühne an einem Ende ist, während hier das Zeremoniell in der Mitte stattfindet. Für ein doppeltes Bäckisch durften wir uns in höheren Zuschauerräumen in den äußeren Logen plazieren, während die Sänger, die Flötenspieler und der Tambour die mittlere Loge einnahmen. An den Wänden, wie in allen Moscheen, sind in Rahmen Koransprüche angebracht. Es wurde plötzlich stille, denn der erste Derwisch, in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt, trat ein, einen $\frac{3}{4}$ Arschin langen, grauen Filzhut auf dem Kopfe und eine Art Nachschuhe an den Füßen tragend. Er verneigte sich tief nach vorne, schritt zur Seite und nahm eine demütige Haltung ein. Auf dieselbe Weise sammelten sich nach und nach 21 Derwische, Männer jeden Alters, vom Knaben bis zum Greise. Sie schlossen einen Halbkreis, und nun erschien würdevoll in ihrer Mitte der Derwischvorstand, „Imam“ genannt, angetan in ein langes schwarzes Oberkleid; der Turban war, statt weiß, wie bei manchen gläubigen Moslems, grün umwunden, zum Zeichen, daß er das Grab des großen Propheten Mohammed in Mekka besucht habe. Bei seinem Erscheinen grüßte er durch eine Verneigung nach beiden Seiten, was von den anwesenden erwidert wurde, und nahm Platz vorn in der Mitte. Lange saßen sie regungslos da in tiefem Schweigen. Plötzlich fielen alle aufs Angesicht. Der Scheich begann mit nieselnder Stimme das gewöhnliche Tagesgebet, und lauter hob er dann an das Glaubensbekenntnis: La illaha ill Allah, d. h. außer Gott kein Gott. Die Sänger fingen zu singen an, und die Musik begleitete den monotonen Gesang. Die Derwische hielten einen dreimaligen Rundgang, eine Art Prozession. Die Musik spielte höher und höher und höher; plötzlich flogen alle Überkleider in die Ecke, und die Azetiker, wenigstens sehen sie so aus, fingen ihren Tanz an. Das Ganze sah so aus, als wenn eine Schar Kinder ihren Kreisel tanzen lassen; denn gerade so schnell drehen sich die Mönche. Der Schaum trat ihnen aus dem Munde, ihre Augen rollten, ihre Gesichter wurden unnatürlich bleich. Ohnmächtig sank einer nach dem andern zu Boden. Die tanzenden Derwische waren jetzt im gewollten Stadium, in der Ekstase, in der Verzückung. Nicht verzückt, sondern verrückt kamen sie mir vor, und ich war ordentlich froh, als wir die unheimliche Kulturstätte hinter uns hatten.

Nun galt's, denselben beschwerlichen, weiten Weg zurückzumachen, denn um in die weltberühmte ehemalige Sophienkirche zu gelangen, mußten wir wieder über die Brücke.

Unterwegs kehrten wir in einen deutschen Laden ein und kauften einen photographischen Apparat. Die erste Aufnahme, die wir machten, war eine türkische Wahrsagerin, die auf offener Straße eifrig ihrem Geschäfte oblag. Hinter einem kleinen Tischchen auf bloßer Erde war selbe beschäftigt, einem Türken, der vor ihr auf bloßer Erde saß, aus einem Häufchen Kieselsteinchen und Hosentöpfe die Zukunft zu erschließen.

Um Zeit und Mühe zu sparen, fuhren wir mit der Seilbahn in drei Minuten unterirdisch die weite Strecke hinunter. Kurze Zeit hierauf sahen wir auf einer kleinen Anhöhe das Wunderwerk, die Hagia Sophia, die sehr verwahrlost und eine trauernde Witwe geworden ist. Es war gerade Betezeit. Überall wurden wir von fanatischen Mohammedanern angeherrscht. Eine heimliche Furcht überkam uns, zeigen jedoch durften wir es nicht. An der Umzäunung trafen wir eine zweite „schwarze“ Wahrsagerin. Diese verhinderte dadurch ihre Abnahme, daß sie den Sonnenschirm vor sich hielt. Wir gelangten bis zur Eingangspforte, dank dem energischen Führer. In der großen Vorhalle erschien ein junger Muselman, und nun ging's Unterhandeln los. Einen Frank Eintrittsgeld für einen jeden. Unser Führer bemerkte aber, es sei zu viel und drohte zu klagen. Da er aber durch sein Zögern das Verlangte erpressen wollte, kehrten wir sofort um. Dies hörte ein älterer Moslem, wahrscheinlich ein Beamter im Heiligtume, erkundigte sich nach unserem Wunsche und ließ uns zurückrufen. Wir bekamen Sandalen; denn bekanntlich, darf man mit Stiefeln die Teppiche nicht berühren.

Um die Auserwählten des Propheten im Gebete nicht zu stören, stiegen wir in die Höhe, die obere Kirche zu besuchen. Alles ist aus Marmor gearbeitet: der Boden, die Stufen und die massiven Säulen. An den Wänden sieht man noch Spuren von alten Mosaikarbeiten. Über das Ganze ist eine Riesenkuppel ausgespannt, in deren Höhe unzählige Tauben nisten. Wir wollten von diesem einstigen Heiligtum eine Aufnahme machen, wurden aber durch den türkischen Führer daran gehindert, denn das ist unter Todesstrafe verboten. Aus der Oberkirche allein könnte man 4—5 unserer größten Landeskirchen machen.

Unterdessen war das Gebet vollendet, und wir gingen in die Unterkirche. Das große Gebäude wird von mächtigen Riesensäulen getragen. Von der schwindelnden Höhe hängen Kronleuchter mit tausenden kleinen Lämpchen nieder. Die Moslems gruppierten sich in mehreren Abteilungen um ihre Mullahs, die da aus dem Koran Vorträge hielten. Ohne uns zu beachten, lauschten sie den Worten des Mullahs. Mich schauerte beim Gedanken an den Fanatismus, der die Söhne des großen Propheten überkommen könnte, aber niemand rührte sich. Empörend ist es, daß diese Leute eines der größten berühmtesten katholischen Heiligtümer in Besitz haben. Es ist schwer, sich auch nur eine Vorstellung von diesem Riesenhau zu machen. Wie viel Mühe, Arbeit, Schweiß und Unkosten mag dieses majestätische Gebäude in damaliger Zeit zu seiner Vollendung gefordert haben! Unser türkische Führer wurde nach und nach immer freundlicher, je näher wir der Ausgangspforte kamen. Das Bäckisch besiegt sogar den Fanatismus. Alles wurde uns gezeigt, sogar jeder Stein und Ort, den die Gläubigen verehren und küssen.

Im Vorhofe der Moschee steht ein Brunnen an dem sich die Moslems waschen. Ein wahres Prachtwerk! Die schönste Kirche bei uns ist nicht so hübsch decoriert, als dieser Brunnen. Da werden auch die hl. Tauben gefüttert.

Darauf besuchten wir einen unterirdischen Raum, dessen Decke von 1001 Pfeiler getragen wird. Als Schlüssel diente das Bäckisch. Der Hüter zündete ein Stück in Öl getauchtes Berg an und stieg voraus in die Tiefe, welche mit Wasser von einer halben Arschin Tiefe angefüllt ist. Von da begaben wir uns weiter zum Brunnen des deutschen Kaisers Wilhelm II., den dieser Monarch zum Andenken seines Orientbesuches errichten ließ — für die Türken eine große Wohltat. Auch dieser Brunnen ist bewunderungswert und macht seinem hohen Stifter Ehre. Unweit davon steht ein Obelisk aus Ägypten, welcher mit Hieroglyphen (Bildersprache der Ägypter) geschmückt ist. Auch ein Überrest einer ehernen



Generaladjutant A. N. Kuropatkin.

Schlange von Alexander dem Großen ist da zu sehen. Diesem gegenüber ist das Museum für türkische Altertümer.

Der Tag neigte sich, und wir kehrten zum Schiffe zurück. Am anderen Morgen, Sonnabend um 10 Uhr, fuhr unser Dampfer hinaus auf die See. Die Zeit wurde uns nicht lange, denn auf einem so mächtigen Raften, wie unser Dampfer war, gibt es so vieles zu sehen, daß man immer neue Beobachtungen machen kann, dazu kommen noch die Passagiere aus aller Herren Ländern in ihren bunten Trachten; die verschiedensten Sprachen durchschwirren die Luft. Besonders vom Berdeck gilt dies, wo sich ein fröhliches Leben und Treiben abspielt. Jeder Reisende auf dem Berdeck bringt sein Nachtlager und seine Nahrungsmittel mit. Wenn man die Leute betrachtet, so müßte man glauben, in einem Beduinenzelt in der Wüste zu sein, wenn nicht der riesige Schlot des Dampfers und die weite Meeresfläche uns belehrte, daß wir auf der großen Wasserwüste fahren. Als Lohn für unsere Geduld genossen wir jetzt das herrliche Schauspiel, Konstantinopel, der Siebenhügelstadt am Bosphorus, im Sonnenscheine vom Meer aus unseren letzten Gruß senden zu können. Ein unvergeßlicher Anblick! Die Spitzen der Minarets glänzten im Sonnenlichte, die Wasserstraße war von dem Blutballe der Sonne herrlich gefärbt. Soweit unser Blick schweifen konnte — überall ein unendliches Häusermeer, überragt von den Türmen der christlichen Kirchen und den Spitzen der Minarets.

Eine Seefahrt ist durchaus nicht langweilig, wie man

meinen sollte, da der Reisende nur Himmel und Wasser sieht. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Ein Sonnenuntergang auf dem Meere, sowie der sternbesäte Himmel über der großen Flut gehören wohl zum Schönsten, was Mutter Natur dem Erdensohn zu bieten vermag. Beim Untergang senkt sich der feurige Sonnenball langsam zur Flut nieder, und wir meinen, wie die alten Griechen, er tauche im Meere unter. Das bunte Farbenspiel der Wellen vermag die geschickteste Künstlerhand nicht auf Leinwand zu bannen. Wenn der Himmel bewölkt ist, tritt nach Sonnenuntergang sogleich dunkle Nacht ein, denn die Dämmerung währt nur kurze Zeit. Alle diese Wunder der Natur betrachten wir täglich. Unsere einzigen Begleiter von der lebenden Natur waren die Delphine, die den Schiffen folgen, und die Seemöven, schneeweiße Vögel, welche von den Schiffsteuten hochgeschätzt werden, weil sie die Schiffe stets umkreisen und Sturm und klares Wetter anmelden.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen der Regierung.

Laut Allerhöchstem Tagesbefehl im Militärressort werden ernannt: General der Infanterie Vinewitsch zum Kommandierenden der ersten mandschurischen Armee; General der Kavallerie Baron Kaulbars zum Kommandierenden der dritten mandschurischen Armee.



O n a m a.

Zur Mobilisation.

Allerhöchster Ukas an den Dirigierenden Senat.

In dem Wir für notwendig finden, zur Verstärkung der sowohl im fernen Osten tätigen, als auch außerhalb des Kriegsravens aufgestellten Truppenteile, desgleichen zur Verstärkung und Herstellung einiger neuen Militärlehreinstitutionen die Offiziers- und Medizinbeamten der Reserve einzuberufen, haben Wir durch Unsern Ukas vom heutigen Tage an den Kriegsminister befohlen, unverzüglich alle nach Unsern Anweisungen bestimmte Verordnungen zu treffen. Gleichzeitig bestimmen Wir, gemäß der für diesen Fall besonders getroffenen Anordnung die gehörige Zahl Offiziers- und Medizinbeamten der Reserve in den aktiven Dienst einzuberufen aus den Militärbezirken: Petersburg, Wilna, Warschau, Kiew, Odessa, Moskau, Kasan, sowie aus dem Kaukasus und Dongebiete. Der Dirigierende Senat wird nicht unterlassen, zur Ausführung dieses die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Das Original ist von Sr. Kaiserlichen Majestät höchstehändig unterzeichnet:

„Nikolai.“

Zarskoje Selo, den 22. Oktober 1904.

Vom Kriegsschauplatz.

Zur Lage in der Mandschurei berichtet Generalleutnant Sacharow an den Generalstab vom 19. Oktober: Am 18. Oktober be-

schoß der Gegner mit Artilleriefeuer von der Höhe beim Dorfe Houthai aus das Dorf Schanlantzi, ohne uns irgend einen Schaden zuzufügen. Unsere Mörserbatterie erwiderte das Feuer des Gegners, zerstörte ein Geschütz und jagte die Bedienung in die Flucht. Im Laufe des ganzen Tages wurde das Dorf Sahepu durch schwaches Artilleriefeuer beschossen; bei uns gab es keine Verluste. Am 19. Oktober bei Tagesanbruch versuchten die Vorposten des Gegners nach einem Geplänkel gegen unser Zentrum vorzurücken, wurden jedoch durch den energischen Widerstand unserer Vorposten zum Rückzuge gezwungen. Am 19. Oktober morgens machte der Gegner den Versuch, eine Batterie gegenüber dem Putilowberge in Stellung zu bringen, das Feuer unserer Batterie zwang ihn jedoch, seine Geschütze wegzuschaffen. Den Tag über wurde der Putilowberg mit schwachem Schrapnellfeuer beschossen. An unserem äußersten linken Flügel wurde einige Vorwärtsbewegung der Japaner wahrgenommen. Am rechten Flügel haben die Japaner das Dorf Sandepu neuerdings besetzt.

Ein alleruntertänigster Bericht des Generaladjutanten Kuropatkin an Se. Kaiserliche Majestät vom 21. Oktober befragt: In der Nacht vom 18. zum 19. Oktober schlichen sich Freiwillige unbemerkt an die Laufgraben des Gegners heran, überfielen die dort arbeitenden Japaner, verjagten sie und zerstörten die Arbeiten. In der Nacht zum 20. Oktober unternahm Freiwillige Aufkundschaftungen der Vortruppen des Gegners. Meldungen über mehr oder weniger bedeutende Zusammenstöße sind nicht eingegangen. Die

nächtlichen Tätigkeiten der Freiwilligen rufen häufig auf den gegnerischen Stellungen Unruhe hervor; die Japaner eröffnen ein regellofes und fast unschädliches Feuer. In der Nacht zum 21. Oktober sind Meldungen über kriegerische Zusammenstöße nicht eingelaufen.

Weiter berichtet Kuropatkin vom 23. Oktober: In der Nacht auf den 23. Oktober führte der Gegner einen Angriff auf die Stellung eines der Regimenter auf der ersten Flanke der Armee aus; der Angriff wurde zurückgeschlagen; die Japaner ließen 30 ihrer Leichen auf dem Schlachtfelde im Stiche. Von den unsern sind getötet 1 Fähnrich und 5 Untermilitärs.

Das japanische kaiserliche Hauptquartier veröffentlicht, einer Reutermeldung zufolge, eine Reihe von Depeschen über die Tätigkeit von Port-Arthur. Am 26. (13.) Oktober wurden Sanschuffan, Erlungshan, das östliche Nikuanschan bombardiert. Die Belagerungsgeschütze schleuderten 250 Geschosse; auch die Stadt wurde beschossen. Auf Fort Erlungshan wurden Brechen geschossen; auf Fort Sanschuffan wurden wichtige Befestigungen zerschossen; ein 15 Zentimeter-Geschütz vernichtet, ein anderes beschädigt; ein Geschütz auf Fort Nikuanschan wurde augenscheinlich unbrauchbar gemacht. Alle Laufgraben wurden stark beschädigt. Am Nachmittage eroberten die Japaner Befestigungen auf Sanschuffan, Erlungshan und einen Teil von Palitschuan. Das Artilleriefener der anderen Forts war wenig wirksam; eine bei Erlungshan explodierende Mine richtete unter den Japanern keinen Schaden an. Nachts bombardierten die Japaner Erlungshan und drei andere Forts, um deren Reparatur zu verhindern. Auch der Hafen wurde bombardiert. Mehrfache Gegenangriffe der Garnison Sanschuffan und Erlungshan wurden abgeschlagen. Am 14. Oktober wurde die Beschießung von Lunschuffan, Zuschan, Anzushan, Painschan, Erlungshan und der Docks fortgesetzt. Drei große russische Geschütze und drei kleine wurden hauptsächlich auf Erlungshan unbrauchbar gemacht.

Nach einer weiteren Mitteilung aus derselben Quelle war das Bombardement am 29. (16.) Oktober noch stärker. 100 Russen welche die unterirdische Gallerie der Japaner bei Erlungshan angriffen, wurden zurückgeworfen; 100 andere Russen besetzten dagegen eine Gallerie bei Sanschuffan, wurden aber später wieder vertrieben. Mittelst einer Minengallerie wurde ein Teil der Außenmauer des Forts Erlungshan in die Luft gesprengt. Es wurden 350 Geschosse geschleudert. Auf den fünf Dampfern, die Minen aufsuchten, wurden Beschädigungen verursacht.

Aus Tschifu wird vom 21. Oktober mitgeteilt, daß die japanischen Verluste in den letzten Schlachten auf 20,000 Tote und Vermundete berechnet werden. Die Feldlazaretten sind überfüllt. Alle Angriffe der Japaner auf Port-Arthur sind bis zum gegenwärtigen Augenblicke zurückgeschlagen. Die Japaner eroberten einige Befestigungen, welche sich vor den Forts befinden, aber es gelang ihnen nicht, die Forts selbst einzunehmen. Die hier wohnhaften Japaner bestätigen, daß sie gestern schlimme Nachrichten erhalten haben, welche Glaubwürdigkeit verdienen. Es wird behauptet, daß täglich 400 Vermundete in Dalni ankommen.

Aus Schanghai verlautet vom 20. Oktober, daß der linke Flügel der japanischen Armee, welche Port-Arthur belagert, Laolihui eingenommen und der rechte Flügel Zuschan erobert hat.

Ein Korrespondent, welcher sich bei der Armee bei Port-Arthur befindet, gibt mit Genehmigung der japanischen Zensur eine genaue Beschreibung der Belagerung in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen. Auf Grund der Mitteilungen chinesischer und anderer zweifelhafter Flüchtlinge konnte man sich irrige Vorstellungen machen. Aber auch schon aus diesen Mitteilungen war zu ersehen, daß die Stärke der Errichtungen zur Verteidigung der Festung ungeheuer sind. Erst jetzt kann man eine klare Vorstellung darüber gewinnen, welche schwere Aufgabe sich die Japaner zu grunde legten. In dem erwähnten Bericht ist beschrieben, wie die Japaner Tag für Tag, Woche für Woche mit verzweifelten Anstrengungen den Versuch machten, die russischen Stellungen und Forts zu erstürmen, wie sie von neuem Mißerfolge erlitten und jedesmal wieder zum Angriff schritten, bis sie ihre Anstrengungen einigermaßen mit Erfolg gekrönt sahen, welcher jedoch des öfters im Vergleich mit den eingebüßten Opfern sehr unbedeutend war. Eine der allerschwersten Wochen war für sie die Zeit vom 6. bis zum 11. August, während welcher sie 14,000 Mann verloren. Die ununterbrochenen er-

bitterten Sturmangriffe endigten damit, daß die Japaner gänzlich zurückgeschlagen wurden. Von einem Regiment, das aus 2500 Mann bestand, blieben bloß 206 übrig. Vom Juni bis September kamen unter den Japanern 16,000 Fälle der Beriberikrankheit vor, deren Ursache auf Gährung von naßgewordenem Reis zurückgeführt wird.

Vom 22. Oktober läßt sich das Reuturbureau durch einen speziellen Geschäftsträger aus Dalni die Mitteilung machen, daß die Schlachten, welche vom 16. bis zum 20. Oktober bei Port-Arthur geschlagen wurden, alle vorhergegangenen Angriffe an Erbitterung übertrafen. Bei Zuschan wurden ganze Battaillonen Japaner vernichtet, jedoch gelang es den herbeigeeilten Verstärkungen, die Laufgraben zu besetzen. Zuschan beherrscht den Hafen des Tagerschwanzes. Die Sturmangriffe auf Erlungshan und Schanschuffan hatten keinen Erfolg.

Nach einer Reutermeldung vom 25. Oktober veröffentlichte die japanische Mission in London folgenden Drahtbericht des Kommandierenden der Armee bei Port-Arthur: „Die rechte Kolonne und ein Teil der mittleren besetzten den Kamm der Konterböschungen der Vorwerke Schanschuan und Erlungshan und der Forts gegen Norden von Tuenfiguanschan. Ein anderer Teil der mittleren Kolonne besetzte ein Vorwerk ungeachtet des mörderischen Feuers der Russen. Die Russen führten einige Gegenangriffe aus, sodas wir genötigt waren, dasselbe aufzugeben. General Tschinal besetzte es jedoch von neuem, ergriff 3 Geschütze, 2 Kugelsprizen und noch ein anderes Geschütz. An demselben Tag eroberte die linke Kolonne das Vorwerk Koobama, welches nordöstlich von Tuntfiguanschan gelegen ist.“ Am 18. Oktober unternahmen die Japaner einen Angriff auf das Bassin des Hafens, indem sie das Feuer aus großkalibrigen und Seegeschützen eröffneten. Im nördlichen Teile der Stadt wurden starke Explosionen wahrgenommen. Am 21. Oktober eröffneten die Japaner eine mörderische Kanonade auf das Bassin und andere nördlich vom Hafen gelegene Teile. Um 12 Uhr entstand ein Brand, der bis 4 Uhr morgens währte.

In Sache des Vorfalles mit den englischen Fischerschiffen in der Nordsee erfährt der „Reuter“-Korrespondent, daß die Unterhandlungen zwischen Rußland und England wegen der internationalen Kommission fortgesetzt werden. Es scheint, daß sowohl Seine Majestät der Kaiser in der Audienz Hardinges am 30. (17.) Oktober als auch König Eduard in der Audienz des Grafen Bendorff am 1. November (19. Oktober) ihre Befriedigung anlässlich der Aussicht auf eine befriedigende Beilegung des Konflikttes ausgedrückt haben. Von beiden Seiten scheint man übereingekommen zu sein, je einen Offizier höchsten Ranges und je einen hervorragenden Juristen zu ernennen. In der Kommission sollen auch Marineoffiziere der neutralen Mächte teilnehmen. England wünscht, daß die Kommission in Paris oder einem französischen Hafen zusammentrete; Rußland aber zieht den Haag vor. Doch das ließe sich leicht erledigen. Es gibt aber andere wichtige Punkte, die große Aufmerksamkeit verdienen, und daher dürfte eine gewisse Zeit vergehen, ehe das Übereinkommen betreffend die Einsetzung der internationalen Kommission unterzeichnet wird. Das Baltische Geschwader wird einige tausend Meilen weit gekommen sein, ehe die Kommission ihren Beschluß faßt.

Aus Vigo wird dem „Daily Chronicle“ vom 19. Oktober gekabelt, daß der spanische Kreuzer „Estremadura“ nachmittags zurückkehrte, nachdem er die Russen bis zu den portugiesischen Gewässern begleitet hatte, ohne ein britisches Schiff gesehen zu haben. Der russische Generalkonsul reist nach Barcelona. Als die russische Eskadre aus Vigo auslief, passierte der britische Kreuzer „Bacchante“ mit dem Konteradmiral Walker Vigo. In Billagarcia eingetroffen, hieß der Admiral das britische Geschwader den Russen folgen; die englischen Schiffe liefen ohne Lichte aus.

Die „Wiener Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht Äußerungen des Papstes gegenüber dem Chefredakteur dieses Blattes, zu deren Veröffentlichung derselbe ermächtigt wurde. Der Papst äußerte sich überaus betrübt über den Krieg in Ostasien, der kein Krieg mehr, sondern ein Gemetzel sei. Er sagte, man müsse es lebhaft bedauern, daß die zivilisierten Mächte dem grausamen Schauspiel gegenüber gleichgültig bleiben und es ihnen nicht gelingt, zu einer großen gemeinsamen Aktion behufs Beendigung des Krieges zu vereinen. Der Papst schließt mit dem Wunsche, daß die göttliche Vorsehung so rasch wie möglich dem blutigen Streite ein Ende mache. „R. T.-A.“

K o r r e s p o n d e n z.

Kostheim, (Gouv. Taurien) den 23. Oktober 1904. In unserer Diözese entstehen überall schöne und reichverzierte Kirchen, welche die Zierde einer jeden Pfarrei bilden, und diejenigen, welche noch kein anständiges Gotteshaus hatten, rafften sich auf und folgten dem allgemeinen Beispiele. Nunmehr blieb Kostheim allein noch übrig; Kostheim, das bereits fast ein halbes Jahrhundert eine selbstständige Pfarrei bildet und noch keine Kirche, statt deren ein armseliges Bethaus besitzt. Es ist dies wirklich keine Ehre für die Kostheimer Pfarrei, welche sowohl an Seelenzahl, als auch an Wohlstand der einzelnen Wirte jeder beliebigen Pfarrei gleich steht. Obwohl das Bethaus von außen eher einem Stalle, als einem Bethause ähnlich und kaum so groß ist, um nur die Hälfte der Pfarrekinder zu fassen, denken die guten Leute nicht einmal daran, dieses Gebäude durch eine geräumigere Kirche zu ersetzen. Wie erst das Innere dieses Bethauses aussehen mag, kann sich der Leser selbst leicht vorstellen: ohne gehörigen Schmuck, ohne Sakristei, an Stelle derer ein Winkel, durch ein einfaches Tuch von dem Schiffe getrennt, dienen muß. Vielleicht wird ein mancher Leser das Haupt schütteln, wenn ich ihm verrate, daß genanntes Bethaus nicht einmal Stationsbilder besitzt. Wozu auch, in der Kirche selbst ist kein Platz dafür, und dieselben außen aufzuhängen, konnten sich die frommen Leute bis jetzt noch nicht entschließen. Und erst das Glockenhaus! Beim Anblicke desselben glaubt man sich in die Urzeit versetzt zu sehen. Wohl manches Gewitter mag über dem Haupte desselben vorübergezogen sein, denn die völlig verfaulten und von Würmern zernagten Bretter und Balken prangen in allen Regenbogenfarben. Bedenklich wackelt daher das morsche Ding, wann die Glocken gezogen werden, und um den Glöckner wird es einem angst und bange. Ist also nicht die höchste Zeit schon da, sich an den Bau einer neuen Kirchen zu machen? Wollt Ihr etwa warten, bis die alte Kumpelkammer Euch über den Köpfen zusammensinkt? — „Na, wu könne mir e' neu' Kerch' baue, wu jedes Jah' so e' schlechti Ernt' isch!“ So? Schlechte Ernten? Wenn man jährlich seine zwölf bis fünfzehn Tchetwert Weizen, Hafer und Gerste, sogar noch mehr, von der Deffjatin bekommt, das nennt Ihr eine schlechte Ernte! Ja, wann ist dann bei Euch eine gute Ernte? Wo ist da die Armut, welche als Schild zum Schutze gegen die Pfeile der Aufforderungen zum Baue gebraucht wird, wenn man in einem Jahre 200 Rubel für Fußharmonien und Fahrräder hinauswirft, für die Kirche dagegen keine Kopeke hat? Würde ein jeder Wirt nur ein Viertel von dieser Summe geben, (was ohne Zweifel alle können, da die meisten eine ganze Wirtschaft, viele sogar zwei und drei derselben besitzen) so wäre in einigen Jahren die Kirche fix und fertig. Nicht Armut ist also der Grund des heftigen Sträubens gegen den Bau einer Kirche, sondern Lauheit und Herzenskälte in Sachen unserer hl. katholischen Religion, ferner vollständiger Mangel an Verständnis und Begeisterung für alles Hohe und Edle. Dazu kommt noch der Mangel an Ehrfurcht und Respekt vor ihrem Geistlichen, der Mangel an Achtung und Hochschätzung desselben. Lieber fährt mancher am Sonntage nach Michailowka, um sich dort mit Juden und Russen herumzubalgen, als daß er in die hl. Messe ginge. Fragt man einen solchen nachher: „Nu, Micheltvetter, habt Ihr schon den neuen jungen Pater gesehen?“ „A wu, der interessiert mich gar nicht. Der wird gerade so sein, wie die vorigen.“ Daraus erklärt sich auch der große Sittenverfall in dieser Pfarrei, wovon die Zahl der unehlich geborenen Kinder ein scheinbarer Beweis ist. Auf also, liebe Mitbrüder! Tretet zusammen und fanget mit vereinten Kräften den Bau einer neuen Kirche an! Erfüllet den sehnsüchtigen Wunsch Eueres greisen Seelsorgers. Nehmt ein Beispiel an Georgsburg, das in kurzer Zeit eine Kirche erhielt, welche mit Recht dem Ausspruche des hochwürdigsten P. M. Hazenböller gemäß, die Königin ihrer Mit-schwester weit und breit genannt werden darf. Fanget nur einmal an, und der liebe Gott wird Euch sicher beistehen.

R. B.

Krasnojarsk, 15. Okt. Sende allen Verwandten, Freunden und Bekannten die herzlichsten Grüße aus Krasnojarsk. Bin frisch gesund. Hier herrscht schönes Wetter. Ziemlich viel Schnee.

S. Hardock.

A u s W e l t u n d K i r c h e.

Saratow. Se. S. Excellenz Erzbischof und Metropolit Graf Schembek hatte das Glück, Ihrer Kaiserlichen Majestät der Kaiserin Alexandra Theodorowna 1000 Rbl. zum Besten der verwundeten Krieger im fernen Osten persönlich zu überreichen.

— Von Herrn B. Brungardt in Nordamerika (Victoria, Kansas) haben wir 30 Rbl. zum Besten des Roten Kreuzes erhalten und gehörigerorts abgetragen.

T r a u r i g e r H o c h z e i t s s c h l u ß.

Der Witwer Nicolo Gardarelli, ein umherziehender Musikant, 53 Jahre alt, feierte am 18. Okt. in Petersburg mit der Wittve Tereze Beretti, 46 Jahre alt, seine Hochzeit. Die Feier zog sich bis spät in die Nacht hinein, so daß einige Gäste, Verwandte, in der Wohnung des Gardarelli über Nacht blieben. Gegen Morgen brach in dem Hochzeitshause Feuer aus. Alle lagen im tiefen Schlaf. Als die Löschmänner das Feuer so weit gedämpft hatten, daß man die Zimmer betreten konnte, fand man mehrere verkohlte Leichen. Es stellte sich heraus, daß das junge Ehepaar Nicolo und Tereze Gardarelli, ihre vier Kinder und noch fünf, in allem also elf Personen ihren schrecklichen Tod im Feuer gefunden hatten.

V o n d e r P o s t.

Die feinerzeit erlassene Verfügung, Wertsendungen in die südliche Mandchurei nicht mehr zur Beförderung anzunehmen, wird nunmehr, wie die Hauptverwaltung der Posten und Telegraphen mitteilt, auf Verfügung der Militärbrigade auch auf die Annahme solcher Sendungen in die nördliche Mandchurei ausgedehnt. Demzufolge können gegenwärtig nur Sendungen ohne Wertangabe im Gewicht bis 15 Pfund zur Übersendung an alle Feldpostinstitutionen im fernen Osten aufgegeben werden.

R e s e r v i s t e n a l s S t ö r e n f r i e d e.

Anlässlich der Mobilisation fanden sich in der Kreisstadt Bychow (Gouv. Mohilew) am 11. Oktober 3207 Reservisten ein. Wie die „Now.“ erfahren, plünderten die Angekommenen beide Monopolbuden aus, nachdem sie vorher Fenster und Türen gewalttätig ausgebrochen hatten. Am 12. Oktober begaben sie sich dann gruppenweise von Haus zu Haus, von Bude zu Bude und verlangten unter Androhung von Todschlag oder Ausraubung ein Lösegeld. Obgleich ihnen das Verlangte ausgeliefert wurde, fielen sie nichtsdestoweniger um 4 Uhr nachmittags über die Häuser und Buden her. Mit Brecheisen und Beilen ausgerüstet plünderte der Haufen einige Wohnhäuser und gegen 75 Buden aus und zündete letztere um 11 Uhr abends an. Viele Buden sind bis auf den Grund niedergebrannt, desgleichen einige Hofgebäude des Diakons Zitowitsch; sein Wohnhäuschen konnte nur mit Mühe gerettet werden. Die Buden waren teils Kronsgebäude, teils Eigentum der Kirche. Die Händler stehen buchstäblich als Bettler da und sind schleuniger Hilfe bedürftig. Die Verluste sind ungeheuer.

U n r u h i g e M o b i l i s a t i o n s t a g e

erlebte auch die Stadt Grodno. Am 12. Oktober — so erzählen die „Now.“ — fielen Reservisten über die Monopolbuden her und schleppten den ganzen Branntwein fort; auch wurden einige Buden zerstört, welche Lederwaren u. and. zum Verkauf hielten. Aus Witebsk ist eine Rote Militär hierher berufen worden, und in der Stadt wurden Patrouillen aufgestellt. Aus Boguslaw, Gouv. Kiew, teilen die „R. W.“ mit, daß am 11. Oktober eine Menge Häuser und Buden zerstört und ausgeplündert wurden. Nur wenige blieben infolge eines Lösegeldes verschont.

U n a n g e b r a c h t e W e t t e.

Ein Mitauer Pelzhändler, ein reicher Mann, der lange Zeit in Paris gelebt hat, hat nach einer Mitteilung des „Pribalt. Kraj“ von einem reichen Engländer eine Wette von 500 Pfund Sterl. (5000 Rbl.) gewonnen. Es handelte sich um die Frage, ob Port-Arthur sich bis zum 1. Oktober halten könne. Als die Nachrichten aus dem fernen Osten für die Russen sehr ungünstig lauteten, stellte der Engländer die Behauptung auf, daß die Ein-

nahme der Festung in einigen Tagen zu erwarten sei, während der Belzhändler für die Unbesiegbarkeit des russischen Soldaten einstand. Am 1. Oktober erhielt nun dieser, da er die Wette gewonnen hatte, die 500 Pfund mit dem Bemerkten, die russischen Soldaten wären in der Tat unbesiegbar.

Über die Tätigkeit der Kriegshunde,

die von dem russischen Heere gebraucht werden, machte der Hauptmann Persidsky einige Mitteilungen. „Bei der Auffindung der Verwundeten, die in den Maisfeldern liegen, haben sich unsere sieben Hunde sehr bewährt. Ihre Intelligenz ist erstaunlich, besonders die englischen Hunde sind sehr klug. Sie wurden in Charbin dressiert und ausgeschiedt, verborgene liegende Menschen durch den Geruch ausfindig zu machen. Die Folge davon ist, daß sie nie einen Japaner irrtümlich für einen Russen halten. Während des letzten Kampfes wurden auf diese Weise 23 Leute an Stellen gefunden, wo man sie nie gesucht hätte; alle waren Russen. Das ist sehr bedauerlich für die Japaner, aber Hunde, die an Europäer gewöhnt sind, gehen nie zu Asiaten. Wir schickten die Hunde auch an eine Stelle, an der nach unserer Meinung eine Anzahl Japaner lagen, aber bei ihrer Rückkehr waren die von den Hunden getragenen Wasserflaschen unberührt, ein Beweis, daß sie nicht an den Feind herangegangen waren.“

Wegen einer Kopeke.

Aus Dorkow wird geschrieben: In einem Teehause kehrten nachts 4 zur Rekrutenaushebung gehörende Personen ein und ließen sich 4 Glas Tee geben. Als es zum bezahlen kam, verlangte die sie bedienende Tochter des Inhabers 4 Kop. und die Einkehrenden behaupteten, daß sie nur 3 Kop. zu geben hätten, wobei sich ein Wortwechsel entspann und einer, namens Quarzels, ein Messer aus dem Stiefel herausholte und auf die Tochter des Lokalinhabers loszuschlagen wollte. Hierauf ergriff der zufälligerweise dort weilende Dorkower Einwohner Jaiwel Schumrei die Verteidigung, indem er den Messerhelden zur Tür hinausstoßen wollte, erhielt aber von demselben einen so gefährlichen Messerstich in die Brust, daß er sofort zu Boden fiel. Als der Lokalinhaber dies sah, schlug er Alarm und schleuderte auf einen der Mörder ein Teeglas, darauf wurde auch der Lokalinhaber mit Messerstichen bearbeitet, so daß er zwischen Leben und Tod schwebt. F. Schumrei gab nach einigen Minuten seinen Geist auf, und den Mördern gelang es leider zu entkommen.

Einer treuen Spitzbüberei

ist, wie der „Stepnoi Krai“ mitteilt, die Dmsker Kreispolizei auf die Spur gekommen. Die Angestellten der Monopolbuden Nr. 21 und 22, P. und K., nahmen von denjenigen ihrer Kunden, welche sich an sie ohne Erlaubnischein der Polizei um Schnaps wandten, für $\frac{1}{20}$ Wedro 5 Kop., $\frac{1}{4}$ Wedro 30 Kop. und $\frac{1}{100}$ Wedro 1 Kop. mehr. Die Steuer erhoben die genannten Angestellten von ihren Kunden unter dem Vorwande, daß das Geld dem Roten Kreuz zugute komme, in Wirklichkeit aber steckten die sauberen Herren die gesammelten Summen in ihre eigene Tasche. Die beiden „Budiker“ brachten durch diese Steuer, wie festgestellt wurde, täglich 30 bis 50 Rbl. zusammen. P. leugnet glattweg, K. jedoch gibt zu, daß er für das Rote Kreuz gesammelt habe und behauptet, er habe stets das von den Kunden eingetriebene Geld in eine Sammelbüchse mit der Aufschrift — „Für die Blinden“ gesteckt.

Um eines Schnapses willen

kam es am 16. Oktober, wie der „Wolgar“ zu erzählen weiß, in der Darjünischen Ansiedlung zu einer kleinen Schlacht auf der Straße, wobei es einige Verwundete gab. Drei von diesen mußten ins Krankenhaus geschafft werden, wo ihr Leben in Gefahr schwebt; fünf andere zogen sich leichtere Verletzungen zu. Und das alles um eines Schnapses willen!

Ein hartes Urteil

ist über die Reservisten Soschko und Sakubek vom zehnten Grenadierregiment wegen Gehorsamsverweigerung und tätlichen Angriffes gegen eine militärische Wirtshauspatrouille verhängt worden. Das Kriegsgericht der 11. Division verurteilte dieselben zu je fünf Jahren Zuchthaus.

Gesundheitszustand des Papstes.

Das Telegraphenbureau „Stefani“ teilt unterm 19. Oktober (1. Nov.) mit: Der Leibarzt des Papstes, Dr. Lapponi, erklärte auf eine Anfrage, der Papst sei seit zwei Tagen infolge eines Sichtanfalles im linken Fuße unwohl, hüte aber das Bett nicht, obwohl ihm völlige Ruhe verordnet worden sei. Das Befinden des Papstes hat sich heute sehr gebessert, er empfing mehrere Personen.

Vatikan und Korea.

Der Papst empfing am 15. Oktober den koreanischen Prinzen Jong-Thone-Mine, der ein Schreiben des Kaisers von Korea überbrachte. Wie verlautet, soll das Schreiben sich vornehmlich mit dem Protektorat über die Christen beschäftigen, und zwar scheine der Kaiser von Korea bereit zu sein, den Christen innerhalb seiner Reichsgrenzen volle Freiheit zu gewähren.

A u f r u f!

Zu dem in Buenos Aires erscheinenden Wochenblatt „Argentinischer Volksfreund“ lesen wir folgenden Aufruf:

Alle Deutsch-Russen werden hiermit freundlichst eingeladen, für die verwundeten Soldaten unseres Vaterlandes im fernen Osten zum „Roten Kreuze“ nach Kräften beizusteuern. Bedenken wir, daß es unsere Menschenpflicht ist, in dieser für unser Vaterland so schweren Zeit des Krieges sich unserer verwundeten Brüder anzunehmen!

Folgen wir darum dem Beispiele anderer Nationen oder vielmehr dem Beispiele unserer eigenen Landsleute in Rußland selbst, die, trotzdem sie in bescheidenen Verhältnissen leben müssen, bereits tausende von Rubeln den Zwecken des roten Kreuzes geopfert haben.

Wohlan denn, schrecken wir nicht vor den Opfern zurück, schauen wir auf die gute Sache! Gott der Herr wird die Liebesgaben belohnen.

Matthias Trefß.

Von der Erlöserstatue in den Anden

wurde, wie wir dem „Arg. Volksfr.“ entnehmen, ein Miniaturbild in Bronze gegossen, um als Geschenk für Se. Majestät den Kaiser von Rußland, Nikolaus II., Verwendung zu finden.

Wie verlautet, soll dies aus Erkenntlichkeit geschehen für das große Interesse, das der Kaiser anlässlich der Ausstellung dieses Standbildes an den Tag gelegt hat.

Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Fortsetzung.)

„Vor allem“, antwortete der Priester, „was man gemeinhin Presse nennt: jene täglich in sintflutartiger Übermenge erscheinenden Blätter und Blättchen, deren Mehrzahl mit wenig Aufwand von Geist und Verstand geschrieben sind. So armselig und geradezu schlampig — Sie verzeihen den Ausdruck — sie nun auch geschrieben sein mögen, ja, so sehr viele derselben in jeder Beziehung die Benennung Schund verdienen, das Volk greift mit beiden Händen darnach, spart sich den Pfennig dafür vom Munde ab, weil es Pfeffer für seinen Gaumen darin findet. Wer am meisten Skandal bringt, wird am liebsten gelesen, und wer diesen meidet, wird von der großen Menge gemieden. Unser Volk wäre nach allen Richtungen einer besseren geistigen Kost würdig und fähig; wo es verdorben und roh geworden ist, hat die Presse daran einen guten Teil der Schuld. Werfen Sie ein paar solcher Blätter in eine Gemeinde, und in zehn Jahren ist die Hälfte derselben verwildert. Ich habe es oft genug beobachtet, wie Bauer und Bürger auf ihr Blättchen höher schwören, als auf jede andere Autorität. Da steht es, rufen sie, also muß es wahr sein! Wenn es nur eine streng christliche und eine freisinnige Presse gäbe, dann stünde der Kampf noch auf gutem Boden; Feinde gab und gibt es immer; aber die Hyänen zwischen beiden sind das Verderben, sie schaden am meisten, sie verzehren Mark und Knochen.“

„Und was halten Sie von der Presse, welche sich die katholische nennt?“

„Auch hierüber will ich mich offen aussprechen. Es ist un-leugbar, daß die Katholiken im Vergleiche zu früheren Zeiten in der Presse ungemein an Boden gewonnen haben. Je schärfer und rücksichtsloser die Waffen geworden sind, mit denen uns der Gegner angriff, um so entschiedener wurde auch unsere Abwehr. Die Zahl der Blätter, welche die Wahrheit und die Interessen der katholischen Religion und Kirche vertreten, wächst mit jedem Jahre.“

„Auch dem innern Werte nach?“ spottete Mohr.

„Wir verfügen leider nicht über so reiche Mittel wie unsere Gegner und können darum unsere Federn auch nicht so glänzend bezahlen wie jene. Allein deswegen sind unsere Blätter nicht geringwertiger. Wir haben Männer genug, welche nicht um der Entlohnung willen für unsere gerechte Sache schreiben und kämpfen, sondern unbekümmert um zeitlichen Vorteil, ja selbst den eigenen Schaden nicht achtend, mit breiter Brust im vordersten Treffen stehen. Es ist wahr, unsere Literatur und unsere Presse ist noch jung, aber sie entwickelt sich kräftig und herrlich, und ihr gehört zuletzt der gewisse Sieg!“

Mohr verbeugte sich leicht.

„Alle Achtung vor Ihrer Begeisterung, hochwürdiger Herr, aber darum können Sie doch nicht leugnen, daß nicht Ihre, sondern unsere Presse das Volk beherrscht und die öffentliche Meinung macht!“

„Darin haben Sie jetzt noch recht,“ entgegnete ruhig der Geistliche. „Unsere Katholiken unterstützen noch immer nicht genug ihre Presse. Gehen Sie in eine sogenannte gut katholische Familie, und Sie werden dort vielleicht ein katholisches Tag- oder Wochenblatt ganz untergeordneter Gattung finden, aber gewiß daneben auch ein Blatt Ihrer Richtung, das dort um seiner Bilder und Erzählungen willen gehalten wird. Es wäre unwahr, zu sagen, die Katholiken rührten sich nicht, den ihrigen besonders in schöngeistiger Literatur und in Wissenschaft etwas Gutes zu bieten; allein ihre Erzeugnisse werden vielfach tot geschwiegen, selbst ihre besten Kräfte vermögen kaum sich einen Namen zu erwerben, ja, man sagt sogar, daß selbst der Meid gerade jenen Kreisen nicht ganz fremd sei, die vorzugsweise dazu berufen erscheinen, sich eines katholischen Autors zu freuen und ihm auch ein Wort der Anerkennung zu schenken, sowie zur Verbreitung seiner Schriften beizutragen. Was Wunder, wenn dann mancher die Flinte ins Korn wirft und die Tinte vertrocknen und die Feder verstauben läßt! Gehen Sie einmal in ein Dorf und sehen Sie, was der gewinn-süchtige Buchhändler dorthin bringt! Schund, Schauerromane, literarischen Ausschuß niedrigster Gattung! Der Bauer und auch der Bürger staunen über die Menge des Gedruckten, das sie für ein paar Pfennige erhalten können, kaufen, kaufen mit Stolz und Glückseligkeit und — gestehen wir es offen — haben Gift gefaßt, das durch ganze Generationen hindurch frißt. Ich wiederhole, ehrliche Feinde sind sich gegenseitig eine Ehre, aber das Verderben unserer Zeit ist jenes gräßliche, häßliche, literarische Pinatentum, das nicht nach rechts oder links haut und schießt, sondern mit seinem Giftfläschchen nach dem Herzen des Volkes zielt und es in seinem Innersten verpestet. Die Katholiken werden so lange keine durchgreifende Stellung in der Literatur einnehmen, als nicht das hinter ihnen stehende Volk treu zu ihnen hält und in erster und einziger Linie nur aus seiner und nicht aus fremden Schüsseln isst. „Nun, mein Lieber,“ schloß er lächelnd, „nun kennen Sie meine Ansicht über die Presse. Ich habe dabei die großen Tagesblätter aus dem Spiele gelassen, ich habe mit der breiten Masse des Volkes gerechnet.“

„Dann machen uns wohl eigentlich die Katholiken unseren Sieg über sie ziemlich leicht!“ warf Mohr gedankenvoll ein.

„Triumphieren Sie nicht zu früh, mein Herr. Unser Volk erwacht mit jedem Tage mehr zum Bewußtsein seiner Pflicht. Und wenn die katholischen Vereine, die Hausväter und ganz besonders die Seelsorger ihre Pflicht tun, wenn unermüdet und verständig belehrt wird, dann wächst unser Sieg mit jedem Tage und wird endlich ganz auf unserer Seite sein. Wir erleben das allerdings nicht, aber unsere Nachkommen. Wir haben einen guten Grund gelegt, das Weiterbauen ist Gottes Sache — und dieser verläßt die Seinen nicht!“

Er grüßte freundlich und trat in einen Seitenweg.

Mohr und Frischmann sahen ihm staunend nach.

„Ob er wohl recht hat?“ fragte der junge Doktor.

„Wir dürfen die Macht der katholischen Kirche nicht unterschätzen,“ antwortete ernst Mohr. Sie hat noch alle Stürme besiegt. Wir haben viel an ihrem Gemäuer abgebrockelt. Das Fundament aber konnten wir nicht erschüttern.“

Schweigend trennten sich die Freunde.

Es war helle, klare Mondnacht geworden. Frischmanns Blick ruhte auf der mit mildem Silberlichte überflossenen, südlich prächtigen Landschaft: dort das schützende Nordgebirge mit seiner tiefgewählten Schlucht, aus welcher ein tosender Wasserfall hervorspringt. Über die durch ihn angerichtete Verwüstung breitet sich dunkler Föhrenwald, aus dessen Nacht die Ruinen der alten Margaretenkirche emporragen. Rings tiefe Stille — oben auf den träumenden Bergkuppen und tief unten im weingrünen Talgrunde. Einsam hallte der Schritt auf den großen Steinplatten, mit welchen der Weg belegt war, der einzige Laut in der großen weiten Natur.

Und dort am tiefblauen Himmel die goldenen Engelsaugen, die Sterne! Wie sie so friedlich niederschauen und leuchten als treue Wächter der Erde und der schlummernden Menschen.

Dort leuchtet hinter Vorhängen noch eine Lampe. Frischmann wirft einen langen sinnenden Blick dorthin.

„Es war ein schweres Wort, das sie sprach,“ seufzte er halblaut vor sich hin, „daß sie unglücklich ist an meiner Seite. Sie verdiente ja glücklich zu sein, und sie sollte es sein, —“

Er vollendete nicht.

Von der nahen Klosterkirche schlug die Glocke in vollen schweren Tönen die Stunde. Es war dem jungen Manne, als faßte ihn die Hand und das Wort seiner verstorbenen Mutter an der Seele und flüsterte ihm heiße Bitte zu.

Er aber warf den Kopf in den Nacken und trat, ein lustiges Liedlein trillernd, in seiner Gattin Stube.

Es war Weihnachten geworden.

Auch hier in diesem paradiesischen Tale hatte endlich der Winter Einkehr gehalten, aber nicht mit wirbelnden Schneewolken, nicht mit erstarrendem Froste und eisig kalten Lüften; er begnügte sich damit, den Weinbergen das grüne Laub von der Stirne zu pflücken, den Nuß- und Kastanienwald kahl zu machen, aber die schlanken hohen Cypressen ließ er unberührt und die Tujen und den Laurus und dessen immergrüne Brüder und Schwestern.

Rosa war mit jedem Tage ernster und stiller geworden. Aus ihren Augen klagte ein tiefes Weh, und oft, wenn sie einsam am Fenster saß und nach jenen Bergen schaute, hinter denen weit, weit weg die Heimat mit dem verschwundenen Glücke der Jugend lag, brach sie laut ausschlagzend in eine Flut bitterer Tränen aus. Dann war es ihr, als müßte sie vor Herzeleid sterben, und hätte sie es gekönnt, sie hätte unserem Herrgott dafür gedankt; aber sie fühlte wohl, daß sie ihr Leid noch eine Zeit werde tragen müssen.

Ja, noch eine Zeit!

Die Wochen waren vergangen und hatten manches mit sich genommen.

Frischmann glaubte, er müsse mit Gewalt erzwingen, was er mit milder Liebe und Nachgiebigkeit so leicht hätte erlangen können, denn ein hungerndes Herz ist mit noch weniger zufrieden, als ein hungernder Bettler. Er machte es aber wie so viele Ehemänner, welche ihr eigenes Unrecht mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit, ja Roheit zu verdecken suchen. Sein Benehmen ward immer kälter, sein Wort immer liebeärmer und herzloser, kaum daß er noch eine Stunde gähnend und jeden Augenblick nach seiner Uhr sehend neben seiner Gattin zubrachte. Unter Tags hatte er dies und das zu tun, aber immer außer dem Hause, und abends legte er kaum den Vöffel, als er auch schon Weib und Haus verließ, um nicht mehr um die gewohnte zehnte Stunde, sondern oft erst spät nach Mitternacht heimzukehren. Dabei war seine Laune oft am Morgen eine unleidliche, entweder sprach er gar nichts, oder er polterte darüber, daß so viel Geld aufgehe, ja selbst an den Frühstücksbrotten nergelte er herum.

So hatten die Wochen den letzten Rest des friedlichen Zusammenlebens mit fortgenommen.

Aber noch mehr als dies!

Der Gram zehrte auch an dem jungen zarten Leben des tiefleidenden Weibes. Ihre Wangen brachen ein, die Gestalt ward hager und leise nach vorne gebeugt, ein kurzer trockener Husten quälte die wunde Brust bei Tag und Nacht, und über den Augen lag ein wehmütiger Hauch.

Zuweilen kam sie aus ihrer Einsamkeit hinab in ihres Hausherrn Wohnstube, um wenigstens dort ein Wort der Teilnahme zu hören. Oder sie ging an sonnigen Tagen nach der Klosterkirche, um dort zu beten und zu weinen.

Aber mit jedem Tage ward sie ärmer an Freude und Friede, an Frohsinn und Gesundheit, mit jedem Tage wuchs ihr Heimweh nach dem Vater und nach dem Himmel. —

Die Abende bei Mohr hatten nach kurzer Zeit einen wesentlich veränderten Charakter angenommen. Erschienen sie anfangs harmlos, so waren sie seit jener Zeit, als einige Landsleute von ihm dort Eingang gefunden hatten, ganz anders geworden. Man fing an, schwer zu trinken und teuer zu spielen. Frischmann zauderte einen Augenblick, an dem Spiele teil zu nehmen; ein einziger Blick Mohrs besiegte ihn; denn er glaubte darin etwas wie Spott entdeckt zu haben. Er spielte, und wenn er unglücklich spielte, was meistens der Fall war, so gingen Goldstücke verloren, und wenn er je einmal gewann, so waren es ein paar Banknoten niedersten Wertes. Seine Kasse schwand, schwand, bis völlige Ebbe eingetreten war. Nun wäre es für einen Mann von Ehre an der Zeit gewesen, dem Spiele zu entsagen; allein er wollte das Glück zwingen, und spielte auf — Wechsel, und verlor!

Sein Schuldenstand hatte bereits die Höhe eines kleinen Vermögens erreicht — er wußte keinen Ausweg mehr!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Zur Neubearbeitung des Schölzelschen Lesebuches. Die in Rede stehende Lesebuchausgabe liegt nunmehr in völlig umgestalteter Form vor:

1. Deutsche Fibel. (Erstes Schuljahr).
2. Deutsches Lesebuch. I. Teil (Zweites Schuljahr).
3. Deutsches Lesebuch II. Teil. Ausgabe B., für katholische Schulen.

Wer die Schölzelsche Fibel zum ersten Male durchblättert, dem fällt angenehm zunächst der Umstand auf, daß die Neuauflage mit mustergiltigen Bildern ausgerüstet ist. Hiermit hat Herr Schölzel eine Forderung erfüllt, die bei andern Fibern schon oft mit Recht erhoben worden ist. Jeder Kleinbuchstabe hat sein Bild. Schrift- und Druckform des einzelnen Buchstaben werden unmittelbar nacheinander vorgeführt. Ob die gemischte Schreibmethode vor der reinen im allgemeinen oder auch nur in Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse unserer Schule den Vorzug beanspruchen darf, ist eine offene Frage. Jede hat ihre Vorteile, und beide führen zum Ziel.

Für die Reihenfolge der Laute ist selbstverständlich in erster Linie die Leseschwierigkeit maßgebend. Das frühe Vorkommen von intervokalem „h“ als Anlaut unbetonter Silben (z. B. ge-hen) ist mit einer gebührenden Berücksichtigung der Regel der Phonetik vereinbar. Wenn es die Fibel-schreiber mit den Anforderungen an die Form der für den ersten Leseunterricht zu wählenden Wörter gar zu genau nehmen wollten, würde der verfügbare bleibende Lesestoff allzu dürftig.

Die Wörter mit Konsonantenhäufungen treten als besonderer Abschnitt auf.

Mit dem Lesen von Sätzen wird gleichfalls zeitig begonnen. Schon bei „w“ finden sich Gebilde, wie: „wir weinen, wo war er?“

Der vierte Teil ist hauptsächlich der zusammenfassenden Wiederholung der Schärfung und Dehnung gewidmet.

Der letzte Teil der Fibel bringt 20 Lesestücke, darunter 11 in Versen.

Es würde zu weit führen, wollte man jedes der 2 Lesebücher einer genauen Einsicht unterziehen. Herr Schölzel hat den Lesestoff den gegebenen Verhältnissen entsprechend vereinfacht, so daß derselbe bequem bewältigt werden kann.

Viele Lesestücke haben nicht selten eingreifende Veränderungen erfahren, die jedoch Verbesserungen darstellen.

Die Auswahl des hinzugekommenen Stoffes verrät den erfahrenen Praktiker; die Ausdrucksweise überschreitet nicht die Fassungskraft der in Rede stehenden Altersstufe.

Sedenfalls ist das in verbesserter Form vorliegende Lesebuch für unsere Verhältnisse das beste in der Lesebuchliteratur.

Hh. Frei.

A l l e r l e i.

Schlagfertig. Der auf seinen Reichtum sehr eingebilbete, sonst aber mit Geistesgaben schwach bedachte Lord Fitzgerald wünschte den berühmten englischen Dichter Johnson (1709 bis 1784) persönlich kennen zu lernen und lud ihn deshalb zur Tafel ein. Als sich der Dichter pünktlich einfand, wollte der Portier den Gast nicht eintreten lassen, weil dieser ihm gar zu bescheiden gekleidet ging. Da insfolgedessen ein lauter Wortwechsel entstand, erschien der Lord, um nach der Ursache zu fragen. Befremdet sah er den Dichter an: „Sie wollen Johnson sein? — Nicht möglich! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht einmal „Näh“ zu einem Schafe sagen!“ — „Näh, Mylord,“ antwortete sofort Johnson und empfahl sich.

Aus dem Aufsatzhefte eines Gymnasiasten. Die Griechen verloren einen festen Fuß nach dem andern. — Als im Harz die Bergwerke kein Erz mehr lieferten, klammerten sich die Bewohner desselben an die Kanarienvögel und gebrauchten diese als Hebel zur Selbsterhaltung. Die Bewohner dieses Landstriches nähren sich von Holzschnitzereien, daß sie davon nicht fett werden, ist selbstverständlich.

Abgelehnte Hilfe. — Vater (zu seinem 6-jährigen Sohn, der sich mit dem Kinderfräulein streitet): „Paul, soll ich mit dem Stod kommen?“ Paul: „Laß nur, Vater, mit der werde ich allein fertig!“

Populäre Astronomie. Musketter: „Entschuldigen Sie, Herr Sergeant, können Sie mir sagen, was ein Meteor ist? Hier in der Zeitung steht, daß einer vom Himmel gefallen ist.“

Sergeant: „Meteor? Meteor?... Das kommt aus dem Hebräischen... Kennt Ihr Hebräisch?“

Musketter: „Nein, Herr Sergeant.“

Sergeant: „Na, da könnt Ihr's doch nicht verstehen, Ihr Schafsköpfe, wenn ich's Euch auch erkläre.“

B r i e f l a s t e n.

Herrn Joh. Zimmermann. An H. Math. Banner wird der „Klemens“ regelmäßig verandt. Der Fehler liegt also nicht an uns. Ein etwaiger Irrtum dürfte sich auf der Poststation aufklären.

F r u c h t p r e i s e.

	Weizen		Roggen.
	Türk.	Russ.	
Saratow	—	65—75	49—50
Daladowo	—	—	—
Kownoje	—	—	—
Samara	72—98	73—76	—
Kamyschin	75—88	72—75	48—50

Am 25. Okt. war die Zufuhr auf dem Saratower Markte folgende: Türk. Weizen — Fuhren, Russ. Weizen 10 F., Roggen 5 F., Hafer — F., Gerste 3 F. In allem 18 Fuhren.

Redakteur A. Kruschinski.

Fabrik-Niederlage mit Warschauer Schuhen

Kleinverkauf zu Fabrikpreisen

==== Feste Preise. ====

A. U. Wildstein Saratow, am Theater-Platz, Haus Nahl, Neben der Wolga-Kama Handelsbank.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

====) Speziell (====

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preiskurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Bestes Magazin

F. Sorokin

in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

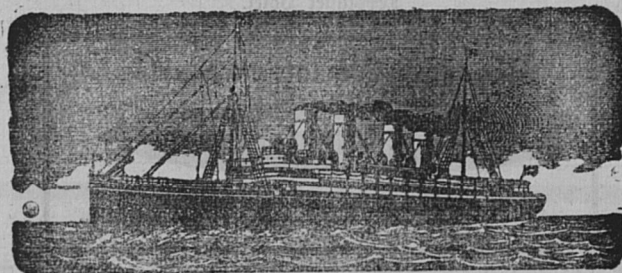
Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Dessorts aus gediegem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Gute Beköstigung.



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessionirtes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15,000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnell dampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и К^о.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnastischestaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Wer 300—500 Rbl. monatlich, ohne Risiko und Kosten, ehrlich und dauernd verdienen will (besondere Kenntnisse nicht erforderlich), sende seine Adresse unter W. 410 an das Annoncen-Bureau der „Union“, Stuttgart, Ludwigstraße 56 (Deutschland).

In der Buch- u. Devotionalienhandlung

S. Schellhorn & Co.

in Saratow

sind zu haben:

Schulbücher:

A. Haester, Deutsche Bibel, I. Teil	20 Kop.
II.	25 "
P. Reichert, Deutsches Lesebuch I. Teil	15 "
Dr. J. Schuster, Biblische Geschichte, bearbeitet von G. Mey, neu durchgesehen und herausgegeben von Dr. Fr. S. Knecht, geb., mit Anhang	40 "
ohne	35 "
Dr. Fr. J. Knecht, Kurze Biblische Geschichte	20 "
Katholischer Katechismus in deutscher Sprache	11 "
in russ. geb.	60 "
Biblische Geschichte in russ. Sprache, geb.	1 Rbl. 15 "
Kirchengeschichte in russ. Sprache, geb.	1 " 25 "

Skapulier

Vor unserer I. Frau vom Berge Carmel 10 "
 Vom hl. Josef 10 "
 Hausfegen in prachtvoller Ausstattung, Preis von 75 Kop. an bis zu 1 Rbl. 25 Kop.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrswskaja Straße, Haus Lillo.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!



J. Ohnesorge

Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause
Größtes Spezialgeschäft gegründet 1875.

Reichhaltiges Lager

von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdt
zubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit
obrigkeitlicher Genehmigung.

Für Händler Fabrikpreise.

Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen
Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wa-
genbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohr-
maschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewindeschneide-
zeuge, Mühlspitzen, Schleif- u. Wehsteine.

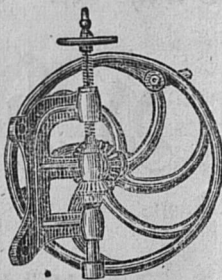
Sämtliche Gartengeräte

wie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Garten
Gießkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurst-
maschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch,
Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen.
Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Sche-
ren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste eng-
lische Schaffcheren, Schlittschuhe in allen Größen. Feuer- u. diebesichere
Geldschränke u. Schatullen.

Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler.

Alle Arten von Schlössern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w.
Eiserne Öfen für Steinkohlen, Kerosinkochöfen **Primus** und **Gräs**.

Modenjournal und **E. A. Ehrlich** Saratow,
Musterschnitte Magazin Deutsche Straße,
№ 29.
Stets in großer Auswahl Modenjournal in deutscher u. russischer Sprache,
wie allemögliche fertige Musterschnitte in natürlicher Größe.
— Katalog auf Wunsch gratis. —



Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (ganzlos);
fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; Randyrin und Gavrillow

samtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebeden, Bettlischer und Überzüge
empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **T. A. Chudoschin u. Sohn.**
Magazin Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem
Moskauer Hotel.

Concurrenzlos Internationales.



10 Stück 40 Kop. Habanera.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„**Moskija**“

Saratow, Deutsche Straße.

Neue remontriert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern
mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet
ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung
versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.
Achtungsvoll **G. K. Wohlgenut.**

Herausgeber H. Schellhorn.

Открыта подписка
на вечернюю газету

Приволжский Край

на 1905 г.

Новые подписчики внесші годовую
подписную плату полностью, будут
получать газету со дня подписки
бесплатно.

Подписка принимается в главной кон-
торѣ «Приволжскаго Края», Саратовъ,
Театральн, площ., д. Тилло и въ отдѣле-
ніяхъ конторы: въ г. Вольскѣ у страхо-
вого агента губ. земства А. К. Семенова,
въ гор. Хвалынскѣ у А. П. Хрѣнова, въ
Баронскѣ у І. А. Вейнбедеръ, въ Ровномъ
у Г. Х. Шельгорнъ, въ Новоузенскѣ у г.
Рыловникова въ сл. Покровской въ лавкѣ
Торг. Дома Бр. Шмидтъ.